

Wildtiere neben uns

Auf der Suche nach den Anfängen des Naturschutzes kommen wir zu dem interessanten Ergebnis, daß ein amerikanischer Maler namens Catlin im Jahre 1832 erstmalig den Gedanken hegte, zur Erhaltung der Schönheit der ursprünglichen Natur einen Park der Nation zu gründen. Das mag uns sehr spät erscheinen, denn zu dieser Zeit war in Mitteleuropa die Natur schon weitgehend umgestaltet. Von ihrer Ursprünglichkeit war sehr wenig übriggeblieben, und viele große Wildtiere waren hier schon ausgerottet oder so stark dezimiert, daß sie kurz vor dem Aussterben standen. Wie war es möglich, daß nicht schon viel früher mit dem Rettungswerk begonnen wurde?

Wir wissen, daß in den Schriften der Antike die Natur begeistert geschildert wird. So geschieht es in den Gesängen Homers und in den Werken des Aristoteles, wo die Schönheit und Gewaltigkeit der Natur als Beweis für die Existenz der Götter des alten Griechenlandes gilt, wie wir folgenden Zeilen entnehmen können: »Wenn es Wesen gäbe, die in den Tiefen der Erde immerfort in Wohnungen lebten, welche mit Statuen und Gemälden und allem dem verziert wären, was die für glücklich Gehaltene in reicher Fülle besitzen; wenn dann diese Wesen Kunde erhielten von dem Walten und der Macht der Götter und durch die geöffneten Erdspalten aus jenen verborgenen Sitzen herausträten an die Orte, die wir bewohnen; wenn sie urplötzlich Erde und Meer und das Himmelsgewölbe erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkannten, die Sonne bewunderten in ihrer Größe, Schönheit und lichtausströmenden Wirkung; wenn sie endlich, sobald die einbrechende Nacht die Erde in Finsternis hüllt, den Sternenhimmel, den lichtwechselnden Mond, den Auf- und Untergang der Gestirne und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten: so würden sie wahrlich aussprechen, es gebe Götter und so große Dinge seien ihr Werk.«

Ähnliche Beispiele liefert in großer Zahl die römische Dichtung. Mit der Ausbreitung des Christentums wird das Naturerleben in Malerei und Dichtung, die uns als Zeugen jener Zeit dienen können, immer mehr zurückgedrängt, denn der Gläubige darf sich von den Wundern der Natur, auch wenn sie Gottes Schöpfung ist, nicht ergreifen lassen, weil er sich damit selbst aufgibt, wie Augustinus in seinem »Confessiones« sagt. Auch das Streben nach Naturerkenntnis ist ketzerisch, denn nur die religiöse Erkenntnis führt zum Seelenheil. Am Beispiel Galileis wird dieser Bann, den die katholische Kirche auf jedwede Beschäftigung mit der Natur legte, deutlich.

Es mutet uns heute unglaublich an, wenn wir hören, daß im Jahre 1335 »Petrarca als wohl der erste Mensch der Neuzeit einen hohen Berg zum Genusse der Fernsicht bestieg. Doch rief er sich, nachdem er die Fernsicht bewundert hatte, gleich wieder zur theologischen Ordnung«, indem er die »Confessiones« des Augustinus aufschlug.

Wenn auch in Malerei und Dichtung der folgenden Jahrhunderte die Natur immer stärkere Berücksichtigung findet – es sei nur an Albrecht Dürer und an die Künstler der Romantik erinnert –, so bleibt doch die Natur ferner Länder, von der die Menschen im Zeitalter der Weltumsegelungen und Entdeckungen Kunde erhielten, unheimlich und kurios. Naturalienkabinette und Wandermenagerien, aus denen später die ersten zoologischen Gärten hervorgehen, stellen die Kuriositäten fremder Völker und wilde Tiere zur Schau. Die Berichte der mutigen Seefahrer enthalten zwar ausführliche Schilderungen der Meere, Inseln, Urwälder und Steppen, aber in gleichem Maße auch phantastische Abenteuer mit Seeschlangen, Drachen und anderen Fabelwesen, mit Kopfjägern, Menschenfressern und Amazonen. Obwohl die entdeckten Länder erschlossen und in Besitz genommen, damit also auch immer mehr bekannt wurden, blieben die meisten Berichte sensationell, besonders im Hinblick auf Mensch und Tier in den exotischen Ländern.

Darüber hatte sich auch der bereits genannte Catlin beklagt. Er wollte durch die Schilderung seiner Reise zu den nordamerikanischen Indianern vor allem eine wahrheitsgetreue Darstellung des Lebens dieser Menschen geben und damit die Lügen von den grausamen Wilden, von der menschenfeindlichen Natur und den blutdürstigen Bestien widerlegen. Aber noch 1922 mußte der Archäologe und Anthropologe Felix von Luschan feststellen: »Schon vor Jahrzehnten habe ich öffentlich gesagt, daß es in Afrika keine anderen Wilden gebe als einige tollgewordene Weiße.«

Dieselbe Feststellung könnte man über die Darstellung der wilden Tiere treffen, wie wir sie in den meisten Reisebeschreibungen noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts finden. Es sind vorwiegend Großwildjäger, die uns über die Tierwelt der fernen Länder berichten. Sie stellen ihren Beruf oder Sport als eine überaus gefährliche Tätigkeit dar. Wenn auch in ihren Büchern keine Drachen und Seeungeheuer mehr auftauchen, so sind es doch angriffslustige Nashörner, die den Jäger auf ihr Horn nehmen, unberechenbare Elefanten, die ihn in den Boden stampfen und die gefährlichen Kaffernbüffel, die aus dem Hinterhalt über ihn herfallen. In einer solchen feindlichen Natur kann es nur ein Beweis von Mut und Tapferkeit sein, die wilden Bestien zu erlegen. Man macht sich deshalb auch keine Gewissensbisse daraus, die riesigen Abschußzahlen zu nennen und dem Buch Fotografien beizugeben, die den Verfasser inmitten eines Berges von Schädeln, Fellen und Gehörnen zeigen. Das Verhältnis zwischen Mensch und Wildtier begann sich erst dann maßgeblich zu verändern, als es technisch möglich wurde, mit dem »Kurbelkasten« nach Afrika und anderen tropischen Ländern zu reisen, die Schönheit der exotischen Landschaft im Film festzuhalten und damit vielen Menschen zugänglich zu machen.

Diese Kulturfilme zeigten Herden von Zebras, Gnus und Giraffen, brachten Nahaufnahmen von Löwen, Nashörnern, Kaffernbüffeln und Elefanten, kurz,

das Bild eines friedlichen Tierparadieses, obwohl sich die Sprecher bemühten, auf die Gefahren hinzuweisen, die den Forschern und Kameraleuten bei dieser Expedition auf Schritt und Tritt drohten. Gleichzeitig löste sich auch der Spielfilm von seinen Ateliers und eroberte sich die romantisch-abenteuerliche Wildnis. Geschichten aus den Dschungelbüchern von Kipling wurden schlecht verfilmt. Tarzan und die Dschungelprinzessin hielten in Hollywood triumphalen Einzug, nachdem sie bereits zu Bestsellern der Literatur geworden waren, und trugen den Kitsch in das eben mit großer Mühe und Fleiß begonnene Werk der realistischen Darstellung des Lebens wilder Tiere. Um konkurrenzfähig bleiben zu können, mußten nun auch die Kulturfilme Zugeständnisse an den Publikumsgeschmack machen. Noch in den dreißiger Jahren ließ sich Schomburgk von den Kolonialbehörden bestätigen, daß er bei seinen Aufnahmen zu dem Film »Das letzte Paradies«, die er in den Naturschutzgebieten Südafrikas gemacht hatte, keine Waffe bei sich führte. Heute reisen jährlich Hunderttausende von Touristen in die Nationalparks Afrikas und befinden sich viele Wochen mitten unter wilden Tieren, ohne eine Waffe bei sich führen zu dürfen. Sogar der Horrorfilm suchte sich wilde Tiere als Hauptdarsteller. In dem amerikanischen Film »Der Dämontiger« wurden Löwen auf Tiger gehetzt, die sich in freier Wildbahn nie begegnen, Panther aus Asien mußten mit südamerikanischen Riesenschlangen kämpfen, Rhesusaffen wurden von Krabben überfallen, Malaienbären von Hyänen zerfleischt und Schwarze Panther von Krokodilen in den Sumpf gezerrt.

So ist es nicht zuletzt der Hollywood-Filmproduktion zwischen 1925 und 1945 zuzuschreiben, daß der gute Anfang einiger Kulturfilmregisseure, der zu einem neuen humanistischen Verhältnis zwischen Mensch und Tier hätte beitragen können, weitestgehend verschüttet wurde. Der Profit gab den schlechten Ton an. Sensation, Spannung durch Grausamkeit, Bestien und Kitsch beherrschten die Leinwand der Lichtspieltheater auch im Tierfilm und beeinflussten in nicht geringem Maße das Verhältnis der Menschen zum Wildtier. Dazu kam, daß die meisten Menschen in Europa und Amerika, außer in den zoologischen Gärten, kaum noch Wildtiere sahen, denn die hatten, soweit sie überhaupt noch die heimischen Wälder bewohnten, eine nächtliche Lebensweise angenommen. Die großen Raubtiere waren sogar aus der Nachbarschaft des Menschen völlig verdrängt, in den meisten Ländern sogar ausgerottet worden. Wenn sie heute hin und wieder einmal in unserer Umwelt auftauchen, lösen sie Angst und Entsetzen aus.

Ich werde nie vergessen, wie mir eines Tages – es mag etwa 10 Jahre zurückliegen – ein Offizier der Volkspolizei die Skizze einer Raubtierfährte mit den Worten: »Um alles in der Welt, sagen sie mir, von welcher Bestie stammt dieser Fußabdruck«, auf den Schreibtisch legte. Damals begann die erste und bisher einzige »Großwildjagd« meines Lebens. Ich betrachtete die Fährte, sah die Abdrücke von Krallen und antwortete ihm: »Die Bestie, wie sie das Tier

nennen, ist ein Wolf oder ein großer Hund.« Mein Besucher schaute mich ungläubig an. »Kein Löwe?«, fragte er. Ich schüttelte den Kopf. »Von einem katzenartigen Raubtier kann diese Fährte keinesfalls stammen, denn eine Katze hinterläßt keine Krallenabdrücke.« Um dafür den Beweis antreten zu können, ließ ich einen Löwen, einen Leopard und einen Wolf des Dresdener Zoologischen Gartens über weichen Zement laufen. Mein Gast atmete erleichtert auf, als er das Ergebnis unseres Versuches sah, denn seine Skizze glich der Fährte unseres Wolfes. Dann erfuhr ich die sensationelle Geschichte. Seit Wochen beunruhigte im Gebiet von Jessen ein »Untier« die Bevölkerung. Es tötete Schafe. Nachts tauchte es angeblich am Rande der Straße auf und versetzte die Menschen in Angst und Schrecken. Einige wollten das Untier genau gesehen haben. Sie berichteten fast übereinstimmend, daß es mindestens so groß wie ein Löwe sei, ja daß es einem Löwen sogar sehr ähnlich sehe. So kam das Gerücht auf, das sich schnell verbreitete, ein Löwe sei aus einem Zirkus ausgebrochen und bedrohe nun Mensch und Tier. Eine Umfrage bei den Zirkussen und zoologischen Gärten ergab jedoch, daß nirgendwo ein Löwe fehlte. Als ein Zoologe, den man um Rat fragte, nach eingehender Prüfung der Fährtenskizze gar noch bestätigte, daß es sich nur um einen Löwen, Tiger oder Leopard handeln könne, hatte sich in den Dörfern dieses Gebietes eine Angstpsychose ausgebreitet. Es verließ niemand mehr nach Einbruch der Dunkelheit sein Haus, und die Kinder mußten unter Geleitschutz der Volkspolizei zur Schule gebracht werden, weil sich sonst die Mütter weigerten, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Ich fuhr zum Tatort, betrachtete mir zwei der Schafe, die das »Untier« gerissen hatte, untersuchte die Originalfährte, die sich im feuchten Boden deutlich abzeichnete, und blieb bei meinem Urteil: »Ein Hund oder ein Wolf ist der Täter. In beiden Fällen besteht jedoch keine Gefahr für die Menschen.« Diese Feststellung mußte ich am gleichen Abend auf einer Einwohnerversammlung wiederholen und die Einwohner von Jessen beruhigen. Eine Treibjagd, an der ich teilnahm, brachte keinen Erfolg. Das »Untier« blieb noch viele Wochen unentdeckt. Schon glaubte ich, daß es abgewandert sei, als in der Presse über den Abschluß eines Wolfes berichtet wurde und damit meine Diagnose ihre Bestätigung fand.

Das Auftauchen eines einzigen Wolfes versetzt also auch heute noch viele Menschen in Angst und Schrecken, denn das Raubtier als Nachbar des Menschen ist für uns bereits unvorstellbar geworden. Nun will ich keineswegs der Wiedereinbürgerung dieser Raubtiere das Wort reden, sondern damit nur auf ein Argument hinweisen, das in exotischen Ländern oft angeführt wird. Wenn man die Ausrottung der wilden Tiere bedauert, erhält man nicht selten zur Antwort: »In Ihrer Heimat sind doch auch Bär, Luchs, Wolf, Wisent, Biber, Ur, Elch und viele andere große Wildtiere völlig verschwunden oder nur noch in sehr kleinen Beständen vorhanden. Zivilisation und Wildtier vertragen sich eben nicht miteinander. Es besteht also gar kein Grund zur Aufregung und Kritik, wenn derselbe Prozeß sich auch in anderen Ländern wiederholt.«

Am 12. Dezember 1612 wurde der letzte Bär in der Dresdner Heide erlegt. Im Vogtland fand die letzte Bärenjagd in Februar 1734 statt. Wölfe hielten sich bedeutend länger in unseren heimischen Wäldern. Ihr Bestand ergänzte sich außerdem laufend durch die Zuwanderer, die aus den polnischen Wäldern kamen, aus denen auch mit großer Wahrscheinlichkeit das »Untier von Jessen« stammte. Mit der Ausrottung des Raubwildes wurde ein sehr wesentlicher Eingriff in das biologische Gleichgewicht der Natur vorgenommen, dessen Bedeutung bis in die jüngste Zeit hinein nicht richtig erkannt und eingeschätzt worden ist. Der Mensch muß nun die Aufgabe übernehmen, die ursprünglich das Raubtier hatte, er muß dafür sorgen, daß die Pflanzenfresser nicht überhandnehmen und damit ihre eigene und auch unsere Lebensgrundlage zerstören, denn ein Wald von einer bestimmten Ausdehnung trägt eben nur eine bestimmte Zahl von Hirschen, Wildschweinen und Rehen. Der Mensch ist also gezwungen zu jagen. Damit wird aber auch der Tagesrhythmus des Wildes verändert. Die Tiere gehen zur nächtlichen Lebensweise über und verschwinden weitestgehend aus dem Gesichtskreis des Menschen. Die Tierwelt, die heute noch unsere Wälder, Felder, Wiesen, Gebirge, Seen und Flüsse bewohnt, stellt nur eine Auswahl der ursprünglich in unserer Heimat verbreitet gewesenen Tiere dar. Nach welchen Gesichtspunkten wurde die Auslese vorgenommen? Luchs, Bär und Wolf wurden ausgerottet, weil ihr Fell eine begehrte Jagdtrophäe an den Fürstenhöfen war, eine Tapferkeitsmedaille, die man sich selbst verlieh. Außerdem mußten sie sterben, weil sie Feinde des Wildes der Edlen waren, die dieses Wild zu ihrem Vergnügen jagten und – damit sie noch möglichst lange diesem Vergnügen nachgehen konnten – auch hegten, übrigens sehr zum Leidwesen der Bauern, die unter dem Schaden, den das Wild der »Herren« auf ihren Feldern anrichtete, schwer zu leiden hatten. Aus ähnlichen Gründen starb auch der Ur aus und wurde der Wisent fast völlig vernichtet. Sie zu töten galt als besonders tapfer und war ein Beweis echten Mannesmutes.

Es mag paradox klingen, aber die Tatsache, daß wir heute noch Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen und Füchse zu den Tieren unserer Heimat zählen können, verdanken wir den Jägern, den Hegemaßnahmen, die von ihnen in der Zeit des Feudalismus getroffen wurden, wenn sie auch dem ganz egoistischen Wunsch der Fürsten entsprangen, keinesfalls auf die Lustbarkeit der Jagd verzichten zu wollen.

Natürlich gab es noch viele andere Gründe, die zur Ausrottung oder starken Dezimierung einiger Tierarten führten. So war es mit der modernen Schifffahrt nicht mehr vereinbar, daß der Biber durch seine Burgen die Flüsse zu Seen staute und dabei wertvolles Holz vernichtete, indem er mit seinen scharfen Nagezähnen in der Umgebung seiner Dämme die Bäume fällte. Aber auch die Verwandlung unserer Wälder in lebende Holzfabriken, der Übergang zu Monokulturen, trägt Schuld an der Verarmung unserer heimischen Tierwelt, denn nun verschwand das Unterholz und mit ihm nicht nur der Unterschlußpf, sondern

auch die Hauptnahrung mancher Tiere. Wenn wir uns heute über den Schälschaden beklagen, den speziell das Rotwild in unseren Wäldern anrichtet, so ist eine der wesentlichen Ursachen die Monokultur. Die Hirsche sind besonders während der Zeit der Nahrungsnot, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, gezwungen, die Rinde der Bäume zu verzehren. Ein weiterer Grund ist die Veringerung unserer Waldbestände. Ursprünglich trat das Rotwild, wie es viele Herdentiere tun, im Jahreslauf weite Wanderungen an. Heute ist es an einen verhältnismäßig kleinen Lebensbereich gebunden, der durch Felder, Weiden, Dörfer und Straßen begrenzt wird. Selbst die kleinsten Spaziergänge innerhalb dieses Lebensbereiches können ihm und uns Menschen zum Verhängnis werden, wie die vielen Verkehrsunfälle beweisen, die durch Rehe, Hirsche und Wildschweine verursacht werden.

Dieses Beispiel zeigt deutlich, daß ein Zusammenleben von Mensch und Wildtier in dicht besiedelten Gebieten ernste Probleme aufwirft. Bedeutet diese Erkenntnis nun, daß wir in Europa auf die letzten Tierparadiese verzichten müssen? Keinesfalls, wir müssen sie, soweit noch vorhanden, erhalten oder in neuer Form schaffen. Ich erinnere mich sehr gern an meinen Besuch im Jaegersborg Dyrehave bei Kopenhagen. Nur 12 Kilometer von der Hauptstadt entfernt liegt dieser herrliche Hirschpark, der 1000 ha umfaßt. Er ist von einem Drahtzaun umgeben. Die Hälfte des Geländes besteht aus Wald, die andere Hälfte aus Wiesen, Seen, Teichen und Wildäckern, auf denen das Futter für den Winter angebaut wird. Der Besucher kann zu jeder Tages- oder Nachtzeit zu Fuß, zu Pferd, per Rad oder im Kutschwagen den Park besichtigen, dessen Tierbestand aus etwa 1800 Damhirschen, 200 Rothirschen und 30 Sikahirschen besteht, die ihre Scheu vor dem Menschen verloren haben. Nur Motorfahrzeuge sind im Park verboten. Man darf sogar die Wege verlassen und kann sich den Rudeln bis auf wenige Meter nähern. Es ist ein wunderbares Erlebnis, dieses kleine »Hirschparadies« zu besuchen, zumal es mit der Schnellbahn in 25 Minuten von Kopenhagen zu erreichen ist. Allerdings decken die Einnahmen bei weitem nicht die Ausgaben, die dieses Naherholungsziel verursacht, denn ein derartig starker Wildbestand bedarf einer ausgiebigen Fütterung, damit die Übervölkerung von Hirschen nicht den Wald vernichten. So müssen Futterstellen das ganze Jahr über beschickt, Schonungen mit Drahtzäunen umgeben, die Wege gepflegt und viele andere Arbeiten verrichtet werden. Jährlich werden 15 bis 45 t Mais, 200 bis 250 t Rüben, 50000 Bunde Hafer und Gerste und 150 t Kleeheu verfüttert. Außerdem räumen Schneepflüge im Winter die Eichen, Kastanien und Bucheckern frei.

Es ist also durchaus möglich, auf verhältnismäßig kleinem Raum, wenn auch unter Einsatz erheblicher Mittel, unseren heimischen Tieren Oasen zu schaffen, in denen sie bald so zahm werden, daß man ihnen, wie in einem zoologischen Garten, aber ohne Absperrung durch Gräben, Draht oder Gitter, begegnen kann. Ich glaube sogar, daß in Zukunft solche Wildparks zu den Einrichtungen

gehören, die viele große Städte ihren Einwohnern als Naherholungsziele bieten werden. Sie stellen neben den bedeutend kleineren zoologischen Gärten und Tierparks und den größeren Nationalparks ihre Daseinsberechtigung schnell unter Beweis, denn das Bedürfnis der Menschen, die Natur zu erleben und Begegnungen mit dem Tier zu haben, ohne weite Reisen antreten zu müssen, also auch außerhalb der Urlaubszeit, nach des Tages Arbeit und am Wochenende, wächst von Jahr zu Jahr. Um aber auch in diesem Sinne unsere Erde menschlicher zu gestalten, unsere Umwelt schöner zu machen und unser Leben mit wertvollen Erlebnissen zu bereichern, bedarf es einer weltweiten Erziehungsarbeit, deren Ziel es ist, ein neues, humanistisches Verhältnis des Menschen zur Natur und damit auch zum Wildtier zu schaffen. Dabei wollen und dürfen wir nicht nur an uns und an die Natur denken, die uns umgibt, sondern an die ganze Biosphäre und an die gesamte Menschheit. Aber alle Bemühungen bleiben erfolglos, wenn sie nicht in Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Problemen gesehen werden. Für eine romantische Naturschwärmerei ist heute keine Zeit mehr. Die Situation ist zu ernst, besonders in Südostasien. Wir können auch nicht warten, bis die große Aufklärungsarbeit überall Früchte trägt. Jeder Tag ist kostbar, wenn es darum geht zu retten, was an Naturschönheiten noch vorhanden ist. Oft jedoch scheinen die Probleme unlösbar und die Hindernisse unüberwindlich zu sein.

In den Lichtspieltheatern Indiens lief im Februar 1969 vor dem Hauptfilm ein Movie-Centre-Film, der im Auftrag des Ministeriums für Information und Rundfunk der indischen Regierung hergestellt wurde. Er trägt den Titel »Ein Grund zu leben«. Der Zuschauer erfährt, daß es unmöglich ist, jedem Menschen Arbeit, Wohnung und Bildung zu geben, wenn es nicht gelingt, den enormen Bevölkerungszuwachs in Zukunft maßgeblich einzuschränken. Erschütternde Zahlen werden mitgeteilt: 1951 lebten 360 Millionen Menschen in Indien, 1968 waren es bereits 520 Millionen, und 1994 wird sich diese Zahl noch verdoppelt haben, wenn es nicht gelingt, die Geburtenrate zu vermindern. 2 Kinder pro Familie ist das von der Regierung durch Family-Planning angestrebte Ziel.

Die Stimme des Sprechers stellt nüchtern fest: »Das aber sind die Tatsachen. 64 Millionen Kinder können in Indien nicht zur Schule gehen. Der Grund? Alle 3 Sekunden werden 2 Kinder geboren, alle 24 Stunden fordern 57000 Neugeborene ihr Recht. Um jedes dieser Kinder zur Schule schicken zu können, müßten wir täglich 600 Schulen bauen.« Aber es geht nicht nur um Schulen, es geht auch vor allem um Nahrung für viele Millionen Menschen.

Zum vierten Mal bin ich in Indien gewesen. Zehn Jahre sind seit der ersten Forschungsreise vergangen. Es hat sich viel verändert. Auch die Zahl der Haustiere ist schnell gewachsen, die Herden der Zebus, Hausbüffel und Ziegen haben sich stark vermehrt. Sie brauchen Weideland. Die Stoppeln der abgeernteten Reisfelder reichen nicht aus, ihren Hunger zu stillen. Sie dringen immer tiefer in die Reservate ein. Die Bauern erheben gegenüber den Forstministerien mit

Nachdruck die Forderung, ihre Rinder in die Naturschutzgebiete hineintreiben zu dürfen. Auch wenn die Genehmigung nicht erteilt wurde, wagt niemand, die Herden aus den Reservaten hinauszutreiben. Wer eine solche Weisung erteilt, könnte sicher sein, daß er und seine Partei bei der nächsten Wahl einen großen Stimmverlust hätte. Nur der Tiger schafft es manchmal, daß die Hirten, die solche letzten Oasen der Wildtiere inmitten einer dichtbesiedelten Kulturlandschaft noch besiedeln, diese verlassen. Denn es gibt Tiger, die schnell lernen, daß Haustiere eine leicht zu erlangende Beute sind. Im Ghana-Naturschutzgebiet gibt es, wie in vielen anderen Reservaten, keine Tiger. Ich glaube, daß hier nicht einmal Leoparden leben, obwohl sie auf dem Prospekt, der zum Besuch dieses Reservates einlädt, verzeichnet sind. Es gibt Nilgauantilopen, Axishirsche, Hirschziegenantilopen, Kammschweine und viele Schakale. Der Wildschutzbeamte, der mit mir durch das Reservat fährt, benutzt jede Gelegenheit, um auf die Schakale zu schießen. »Sie werden den neugeborenen Antilopen- und Hirschkalbchen gefährlich«, erklärt er mir. Aber viel gefährlicher sind die 5000 Zebus, die auf dem ohnehin schon viel zu kleinen Gebiet von nur 11 Quadratmeilen leben. Eigentlich stehen ihnen als Äsungsgebiet zusammen mit den wilden Huftieren nur 4 Quadratmeilen zur Verfügung, denn 7 Quadratmeilen des Ghana-Naturschutzgebietes sind von Seen und Teichen bedeckt, auf denen Tausende von Wasservögeln, Enten, Gänse, Kormorane, Reiher, Rallen, Taucher, Löffler und Saruskräniche leben. Ein Paradies für Vögel, auch für Zugvögel, die im Herbst aus dem Norden, besonders aus den Gebieten der Sowjetunion kommen und hier ihren Winter verbringen. Aber für die Antilopen und Hirsche ist Ghana eine sterbende Wildnis, denn ihre Futtergrundlage wird von den 5000 Zebus aufgefressen. Schon werden die Wildtiere von den Hausrindern in die Rapsfelder der Umgebung des Reservates verdrängt, wo sie als Schädlinge der Landwirtschaft von den Bauern erschossen werden. Es ist abzusehen, daß Ghana in wenigen Jahren nur noch ein Vogelschutzgebiet sein wird, denn die Rinder verwandeln durch Überbeweiden die Dornbuschsteppe in kurzer Zeit in eine Wüste, in der sie keine Nahrung mehr finden werden. Wie bedauerlich, daß dieses Tierparadies sterben muß. Es liegt nur 45 km von Agra, der Stadt mit dem weltberühmten Grabmahl Taj Mahal, das aus weißem Marmor errichtet wurde, entfernt. Tausende von Touristen besuchen jährlich dieses herrliche Bauwerk. Sie könnten schnell und bequem eine Exkursion in das Ghana-Schutzgebiet machen, denn die Straßen von Agra nach Ghana sind ausgezeichnet. Und auch im Reservat kann man mit normalen Kraftwagen fahren, kann die Antilopen am Rande der Straße sehen und vom Rasthaus aus die Axishirsche beobachten, wenn sie am Abend zur Salzlecke kommen.

Meine indischen Fachkollegen, die Zoologen, Zoodirektoren, Wildhüter und Forstbeamten kennen diese Gefahr, in der sich die meisten Naturschutzgebiete Indiens befinden. Aber einen Ausweg wissen sie nicht. Das Rind ist in Indien heilig, jedoch nicht der Hausbüffel, der es viel mehr verdiente, gewürdigt zu

werden. Obwohl Indien mindestens 350 Millionen Hausrinder und 50 Millionen Hausbüffel beherbergt, stammt die Hälfte der für die Ernährung verwendeten Milch von den Hausbüffeln. Außerdem enthält sie doppelt so viel Fett wie die Kuhmilch. Niemand tötet ein Rind. So wächst der Bestand von Jahr zu Jahr. Die heiligen Rinder sind nicht nur eine Gefahr für die Wildtiere, sie zerstören auch die letzten Wälder. Sie benötigen Weideland, das in Äcker verwandelt werden und so mithelfen könnte, den Hunger der Menschen zu stillen, aber niemand wagt, wirkungsvolle Maßnahmen zu ergreifen, um den Rinderbestand zu verringern, der schon zur Plage für Mensch und Tier geworden ist. Einen volkswirtschaftlichen Nutzen hat er nicht, denn das Fleisch zu essen, verbietet die Religion, und der Milchertrag ist viel zu gering. Für die wilden Huftiere bilden sie außerdem als Überträger von Seuchen eine ständige Gefahr, die, wenn sie zum Ausbruch kommt, den Bestand eines Reservates an Büffeln, Wildrindern, Hirschen und Nashörnern in wenigen Wochen vernichten kann.

M. Krishnan hat sich in den letzten Jahren in Indien einen Namen gemacht. Er bemüht sich sehr, das Verständnis der Behörden für den Schutz der Wildtiere zu wecken und leistet mit seinen zahlreichen Zeitungsartikeln über die Naturschutzgebiete eine wertvolle Aufklärungsarbeit. Im Oktober 1968 hielt er sich in Bandipur und Mudumalai auf, zwei Reservate, die an der Grenze der indischen Staaten Mysore und Madras liegen. Ich habe diese Naturschutzgebiete 1963 besucht und war begeistert von dem Bestand an Gauren, Sambarhirschen, Axishirschen und wilden Elefanten. Im August 1968 brach die Rinderpest in diesen Reservaten aus. Sie wurde durch Zebus eingeschleppt, die von den Bauern auf der großen Straße, die von Mysore nach Ootacamund führt, zum Markt getrieben werden. Krishnans Bericht über seinen Aufenthalt im Oktober ist erschütternd: »Weder ich noch irgend jemand anders sah einen einzigen Gaur im Bandipur-Reservat, obwohl die Wildhüter mit mir gemeinsam das ganze Schutzgebiet absuchten. In Bandipur waren auch die Sambarhirsche schwer von dieser Seuche infiziert, und es war überaus schwierig, überhaupt noch Sambars zu finden. Als ich am 5. Oktober das Reservat erreichte, hatte es den Anschein, daß die Axishirsche von der Rinderpest verschont geblieben waren, aber bereits am 10. Oktober sah ich die ersten Axis mit schweren Anzeichen dieser furchtbaren Krankheit. Ich berichtete von dieser Entdeckung sofort den Förstern. Bis zum 28. Oktober, an dem ich wieder Bandipur verließ, waren bereits über ein Dutzend Axishirsche gefunden worden, die an Rinderpest gestorben waren. Während der 24 Tage, die ich in Bandipur verbrachte, sah ich nicht einen einzigen Gaur, obwohl Bandipur dafür bekannt ist, daß die Gauren im September und Oktober sich in großer Zahl in diesem Reservat aufhalten. Der Bestand an Sambarhirschen war so stark dezimiert worden, daß ich innerhalb von 24 Tagen nur zwei zu Gesicht bekam, und was den Tiger betrifft, der einst in diesem Gebiet häufig zu sehen war, muß ich leider berichten, daß ich nicht einmal eine Fährte von ihm fand.«

Dasselbe furchtbare Schicksal kann zu jeder Zeit jedes andere Reservat ereilen, denn es gibt in Indien nur sehr wenige Naturschutzgebiete, in denen keine Rinder oder andere Haustiere weiden. In Kaziranga wurden die letzten Fälle von Rinderpest ebenfalls 1968 verzeichnet, allerdings nahm die Krankheit keinen seuchenartigen Verlauf und befiel nur einige Rinder in den Randgebieten des Reservates. Aber die Gefahr bleibt und bedroht Kaziranga ständig. In den letzten Jahren sind immer größere Teile der Pufferzone, wie man das Niemandsland zwischen der Reservatsgrenze und dem kultivierten Land nennt, für Weidewirtschaft genutzt worden. Da in dieses Gebiet auch Wildtiere einwandern und sich mindestens zeitweilig in ihm aufhalten, ist die Möglichkeit einer Übertragung von Seuchen immer gegeben. Ich sah fast täglich wilde Wasserbüffel und Panzernashörner gemeinsam mit Hausbüffeln und Zebus äsen. Die Hirten blieben in respektvoller Entfernung und warteten, bis die Wildtiere abzogen, um ihre Rinder wieder in Empfang nehmen zu können.

Mitten im Reservat und an seiner nördlichen Grenze, am Ufer des Brahmaputra, wohnen Nepalesen, die mehr als 1000 Zebus und Hausbüffel im Naturschutzgebiet weiden lassen. Viele ihrer Hausbüffel dringen dabei tief in das Schutzgebiet ein und leben dort »halb wild«. Es kommt nicht selten vor, daß wilde Wasserbüffel, wahrscheinlich vorwiegend solche Bullen, die aus ihrer Herde verdrängt wurden, die Führung einer solchen Hausbüffelherde übernehmen und mit den domestizierten Kühen Bastarde zeugen. So wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Mischlinge, von denen sich später manche den wilden Herden anschließen und damit auch die genetische Reinheit der Art gefährden. Mitunter war es für uns sehr schwer festzustellen, besonders wenn wir Einzelgängern gegenüberstanden, ob man nun einen Arni, also einen wilden Wasserbüffel, einen verwilderten Hausbüffel oder einen Bastard vor sich hatte. Die weit-ausgeschwungene Hornform des Stammvaters ist bei den meisten assamesischen Hausbüffeln, im Gegensatz zu ihren Artgenossen im Westen und Süden Indiens, durch die Zucht nur gering verändert worden. Das gelblichweiße Lätzchen, das sie am Hals tragen, ist auch beim Arni zu finden. So kann man oft nur aus ihrem Verhalten gegenüber dem Menschen und einigen Körpermerkmalen seine Schlußfolgerungen ziehen. Da bei Wildtieren die Fluchtdistanz der Einzelgänger bedeutend geringer ist als die Fluchtdistanz der Herde, ist die Vertrautheit oder Halbzahmheit gegenüber dem Menschen auch kein absolut sicheres Unterscheidungsmerkmal. Lediglich Blessen auf der Stirn, weiße Flecken an den Füßen und an der Schwanzquaste deuten mit Sicherheit darauf hin, daß in den Adern dieses Büffels auch Blut von domestizierten Eltern fließt.

Trotz der Erkenntnis, daß die Weidewirtschaft in den Reservaten eine ständige große Gefahr für die wilden Tiere bedeutet, ist an eine Vertreibung der Rinder aus den Naturschutzgebieten nicht zu denken. Es wäre auch völlig unreal, in Indien derartige Forderungen zu stellen, weil sie hier nicht erfüllt werden können. Aus diesem Grunde wurde auf der Konferenz der IUCN, der Inter-

nationalen Union für den Schutz der Natur und der natürlichen Reserven, die im November 1969 in New Delhi stattfand, nur die Empfehlung gegeben, die Zahl der Haustiere schrittweise zu vermindern. In Reservaten, deren Vegetation durch Überweiden zerstört wird, könnte sofort etwa ein Drittel des geschützten Gebietes als zeitweilig genehmigtes Weideland freigegeben werden. Die restlichen zwei Drittel müßten für alle Haustiere gesperrt werden. Nach dem Ablauf von zwei oder drei Jahren kann ein anderer Teil des Reservates den Haustieren zugänglich gemacht werden, während deren bisheriges Weidegebiet nunmehr nur den wilden Tieren überlassen bleibt. Durch einen solchen kontinuierlichen Wechsel wird die Garantie gegeben, daß der Boden und seine Vegetation sich wieder erholen können, denn die wilden Pflanzenfresser zerstören ihre Landschaft nicht. Im Gegensatz zu den Rindern, Hausbüffeln, Schafen und Ziegen, die fast jede Pflanze verzehren, wählen die Wildtiere nur bestimmte Arten aus, wobei sich ihr Speisezettel im Laufe des Jahres, oft in Abhängigkeit von Trockenzeit und Regenperiode, verändert.

Wie schwierig die Lösung dieses, nicht nur für den Naturschutz entscheidenden Problems ist, kann nur verstehen, wer die Bedeutung der Kuh in der Religion des Hinduismus und seiner unzähligen Sekten kennt. Seit 3000 Jahren wird in Indien die Kuh als heiliges Tier verehrt. Dieses Tabu erfüllte ursprünglich einen sehr wichtigen Zweck. Es verhinderte, daß in Zeiten der Hungersnot die Rinder geschlachtet wurden, denn das hätte in den darauffolgenden Jahren das Land in eine noch größere Katastrophe gestürzt. So wuchs mit der Bevölkerung auch der Rinderbestand, und es bildete sich ein Teufelskreis, der heute schwer zu durchbrechen ist. Die ständig wachsende Zahl der Rinder benötigte immer größere Weideflächen. So wurden die Wälder niedergebrannt, und an ihrer Stelle entstanden kärgliche Steppen. Die Hirten mußten immer weitere Strecken zurücklegen, um das Holz zu beschaffen, das sie für die Zubereitung ihrer Speisen benötigten. Aber die Rinder schufen Abhilfe. Ihr Dung eignet sich, wenn er getrocknet wird, ausgezeichnet als Brennmaterial. So begann der indische Bauer den wertvollen Kuhmist, den er zur Düngung seiner Felder dringend benötigte, zu verheizen. Es wird geschätzt, daß jährlich 300 Millionen Tonnen Mist in den indischen Küchen verbrannt werden. Das entspricht etwa 35 Millionen Tonnen Kohle oder 68 Millionen Tonnen Holz. Künstlichen Dünger kann sich der arme indische Bauer nicht kaufen, Kohle und Brennöl ebensowenig. So bleiben die Felder ungedüngt, und damit sinkt der Ertrag weit unter den Durchschnitt. Der Teufelskreis ist geschlossen. Auch die Milchproduktion bietet keinen Ausgleich für den Verlust, denn der Milchertrag einer Kuh liegt im Jahr bei durchschnittlich 188 kg, in Europa und Amerika dagegen bei 2270 kg. Aber diese Zahlen ergeben noch kein reales Bild, denn nur jede vierte Kuh erzeugt in Indien Milch, die anderen sind entweder zu alt oder haben nicht gekalbt. So ist es verständlich, daß ein indischer Staatsmann den Ausspruch prägte: »Wenn wir die Rinder nicht essen, werden die Rinder Indien fressen.«

Die Aufforderung, ein Rind zu essen, ist für die meisten gläubigen Hindus ein unvorstellbarer Frevel. Nur die Mohammedaner und Christen schlachten Rinder. Aber auch dagegen protestieren die Hindus. Im November 1966 zogen einige Tausend Hindus, von fanatischen Sadhus, den heiligen Männern Indiens, auf-geputzt zum Parlamentsgebäude in New Delhi. Das Ergebnis dieses Protestmarsches gegen das Schlachten von Rindern waren 47 Verletzte und 8 Tote. Doch es stimmt nicht ganz, wenn wir feststellen, daß nur Mohammedaner und Christen Rindfleisch verzehren. In Indien leben etwa 55 Millionen Harigans, wie die Angehörigen der niedersten Kaste, die Unberührbaren, genannt werden. Sie bilden das große Heer der Ärmsten, der Unterernährten und Hungerleidenden. Nun haben Untersuchungen über die letzten indischen Löwen ergeben, daß die größte Zahl der Tiere, die von den noch vorhandenen 200 Löwen gerissen werden, gar nicht von den Löwen, sondern von den Harigans gegessen werden. Aber die meisten Beutetiere der Löwen im Gir-Wald sind Zebus und Hausbüffel, weil das Reservat, das etwa 500 Quadratmeilen umfaßt, mit Haustieren überbevölkert ist. Als Nahrungskonkurrenten haben sie die Nilgauantilopen, Vierhornantilopen, Sambarhirsche und Kammschweine weitestgehend verdrängt. So stehlen also die Harigans, die Hindus sind, den Löwen das Rindfleisch, um es zu verzehren. Diese eigenartige Form des Wilderns ist leicht durchführbar. Die Harigans vertreiben durch Geschrei und Händeklatschen die Löwen von ihrem Riß, was völlig ungefährlich ist, wie ich selbst wiederholt feststellen konnte. Paul Joslin berichtet, daß von 39 Beutetieren mindestens 24 durch Harigans den Löwen weggenommen wurden. In weiteren 9 Fällen waren die Unantastbaren bereits im Besitz der Beute, ehe die Löwen ihre Mahlzeit beginnen konnten, und von 10 Rissen wurden die Löwen vertrieben, bevor sie 20 Pfund gefressen hatten.

Dieses Beispiel zeigt, daß wahrscheinlich doch eine beachtliche Menge des Fleisches der 20 Millionen Rinder, die schätzungsweise jährlich in Indien geschlachtet werden oder eines natürlichen Todes sterben, von Hindus heimlich gegessen wird. Wenn sich also auch nicht bestreiten läßt, daß 300 Millionen Rinder durch ihren Dung das dringend benötigte Brennmaterial liefern und sich von ihrer Milch und auch von ihrem Fleisch Menschen ernähren, so ist doch volkswirtschaftlich der Nutzen gegenüber dem Schaden, den sie anrichten, verschwindend gering und rechtfertigt keinesfalls die hohe Kopfzahl des Bestandes. Natürlich könnte man nicht von heute auf morgen die Hälfte der Rinder schlachten, ohne das Brennstoffproblem zu lösen und durch eine systematische Zuchtauslese den Milchertrag der verbleibenden Kühe zu erhöhen.

Die Bewältigung dieses Problems kann nur im Zuge einer planmäßigen Umgestaltung der Landwirtschaft und der Erschließung neuer Energiequellen geschehen. Kohle ist in Indien genügend vorhanden, und Versuche mit leistungsfähigen Zeburassen, tropenfesten europäischen Rindern und den für die Milcherzeugung gezüchteten Hausbüffeln, die täglich bis zu 17 Liter Milch produzieren, haben zu beachtlichen Erfolgen geführt.

Wird der Tiger überleben?

In Kaziranga hat in den letzten Jahren ein Tiger dazu beigetragen, den Rinderbestand im Reservat zu vermindern. Sein Jagdrevier lag am Difflufluß, an den Ufern eines Nebenarmes des Brahmaputra, der mitten durch das Reservat fließt. Der Diflu führt während des ganzen Jahres Wasser. Deshalb wird er auch von einem üppigen, tropischen Galeriewald gesäumt, der seine eigene Tierwelt hat. Hier nisten in den Höhlen der Baumriesen die großen Doppelhornvögel. Sie kommen im Februar von den Mikirbergen herab, wo ihnen durch die verheerenden Brandrodungen der Bergreisbauern die Brutmöglichkeiten genommen werden. Im Dämmerlicht des Unterholzes leben die Sambarhirsche und die Muntjaks. Wahrscheinlich haben hier auch die Tiger ihre Wochenstuben, denn der Gradschungel bietet ihnen kein so abgeschlossenes Versteck wie das Dickicht des Waldes. Dafür spricht auch die Tatsache, daß hin und wieder Tigerbabys in den Teeplantagen gefunden werden. Elefanten ziehen durch den Wald und suchen in seinem Schatten Schutz vor der brennenden Mittagssonne. Durch die Baumkronen klettern die Rhesusaffenhorden und aus dem lehmig-trüben Wasser des Flusses sah ich den Rücken des blinden Gangesdelphins auftauchen, dessen Lebensweise uns leider bis zum heutigen Tage völlig unbekannt ist. Panzernashörner habe ich im Wald am Diflu nie angetroffen, obwohl ich ihnen im Süden Nepals, am Rapti-Flusse, mitunter auch in Wäldern begegnet bin. Am Ufer des Diflu, mitten im Reservat, liegt eine Siedlung, deren Bewohner vorwiegend Weidewirtschaft betreiben.

Eines Tages trat in diesem Gebiet ein Tiger auf, der anscheinend am Fleisch der Hausbüffel besonderen Geschmack gefunden hatte, denn es verging kaum eine Woche, ohne daß er einen Büffel riß. Da die Bauern im Reservat ihre Hausbüffel monatelang unbeaufsichtigt weiden lassen und nur einigen Kühen Glocken um den Hals hängen, damit die Herde im Dschungel leichter zu finden ist, wurde der Schaden erst bemerkt, als schon eine beachtliche Zahl von Hausbüffeln fehlte. Die Hirten beschwerten sich beim Revierförster, der ihnen jedoch mitteilte, daß er nichts unternehmen könne, da das Jagen im Reservat verboten sei. In der Hoffnung, daß der Tiger zu anderer Beute übergehen werde, kehrten sie in ihr Dorf zurück. Aber die Hoffnung erfüllte sich nicht. Sowie sie ihre Herde aus dem Kral herausließen und auf die Weide trieben, war auch der Tiger wieder da. Vielleicht wurde er sogar vom Klang der Glocken angelockt, der ihm leichte Beute verhieß. So blieb den betroffenen Familien nichts anderes übrig, als mit ihrer Herde das Reservat zu verlassen.

Es wäre möglich, den Tiger im Dienste des Wildtierschutzes einzusetzen, kommt es doch gar nicht selten vor, daß sich Tiger auf eine bestimmte Beute spezialisieren. Wenn es sich dabei um Rinder handelt, spricht man vom »Cattle-Killer«, vom Viehmörder. Geschieht das außerhalb eines Reservates, so muß der Förster eingreifen und den Tiger töten. Wenn man nun in Kaziranga

am Rande der Pufferzone, also des Niemandlandes, in das immer wieder Haustiere eindringen, und in der Nähe der Siedlungen am Diflu Tiger anfüttern würde, indem man für sie an bestimmten Orten Hausbüffelkälber anbindet, was durchaus möglich und erlaubt ist, da Hausbüffel keine heiligen Tiere sind, kämen die Tiger immer wieder zu diesen Futterplätzen, um sich ihre Beute zu holen. Sie würden sich an das Hausbüffelfleisch gewöhnen und diese Beute jeder anderen vorziehen. Ich bin überzeugt, daß dabei die Gewöhnung an einen bestimmten Geschmack eine große Rolle spielt. Dafür spricht die Tatsache, daß Cattle-Killer auch in solchen Gebieten auftreten, in denen genügend Wildtiere leben, die als natürliche Beute des Tigers in Frage kämen. Außerdem weiß jeder Tiergärtner, wie leicht sich Raubtiere und Greifvögel an eine bestimmte Fleischart gewöhnen und wie schwer es ist, sie auf ein anderes Fleisch umzustellen. Im Dresdner Zoo hatten sich sogar Geier, die keinesfalls zu den Kostverächtern gehören, so an das Pferdefleisch gewöhnt, daß sie lange Zeit in Hungerstreik traten, als wir ihnen Rindfleisch anbieten mußten, weil mit der Verdrängung des Pferdes aus der Landwirtschaft das Pferdefleisch immer knapper wurde. Es ist also sicher nicht nur Bequemlichkeit und die Gewöhnung an den Ort der erfolgreichen Jagd, die den Tiger veranlassen, immer wieder zu dem Kill zu kommen, der ihm angeboten wird. Ein solcher an Hausbüffelfleisch gewöhnter Tiger wird aber zwischen den angebundenen und den frei weidenden Hausbüffeln keinen Unterschied machen und jede Gelegenheit nutzen, die sich ihm bietet, vorausgesetzt, daß er hungrig ist. Sehr bald würden die Bauern und Hirten, die weder durch gute Worte noch durch Verordnungen zu bewegen sind, ihre Rinder vom Reservat fernzuhalten, dieses Gebiet meiden. Außerdem könnte den Touristen garantiert werden, daß sie Tiger zu sehen bekommen.

Zur Zeit lebt in Kaziranga ein Tiger, der sich leider auf Nashornbabys spezialisiert hat. Dabei muß er eine Jagdtaktik entwickelt haben, die es ihm ermöglicht, die wachsam und aggressiven Nashornmütter irrezuführen und ihren Angriffen zu entgehen. Sein Jagdrevier liegt in Baguri, im westlichen Teil von Kaziranga, der am dichtesten von Panzernashörnern bevölkert ist. Während ihm 1967 nur 3 Nashornbabys zum Opfer fielen, waren es 1968 bereits 11. Da diese Zahlen natürlich nur die Kadaver berücksichtigen können, die gefunden wurden, weil der Tiger sein Mahl nicht beenden konnte, und die Spuren der großen Raubkatze zeigten, muß man annehmen, daß der Tiger noch mehr Nashornkinder tötete. Vielleicht würde auch für diesen Tiger das Anfüttern mit Hausbüffeln eine »Entwöhnungskur« bedeuten. Vorläufig ist jedoch diese Methode, die in anderen Reservaten mit großem Erfolg angewendet wird, um den Touristen das große Erlebnis einer Begegnung mit dem Tiger zu ermöglichen, in Kaziranga leider noch verboten.

Ich hatte nie gehofft, den Tiger in Kaziranga beobachten zu können. Wer Tiger sehen will, sollte in den Corbett- oder in den Kanha-Nationalpark gehen. Dort sind die Tiger zahlreicher und auch weniger scheu, denn sie werden in der

eben beschriebenen Weise angefüttert. Trotzdem gehört Glück dazu, sie zu treffen.

Im Corbett-Park, der in den Vorbergen des Himalaja liegt und allein wegen der Schönheit seiner Landschaft sehenswert ist, haben wir zweimal versucht, den Tiger vor die Kamera zu bekommen, aber jedesmal vergeblich. Es gibt im Corbett-Park mehrere Plätze, an denen Büffelkälber angebunden werden. Wenn das geschehen ist, sehen am darauffolgenden Morgen die Wildhüter nach, ob der Kill angenommen wurde. Dann bringen sie die Touristen in die Nähe des Risses auf einen der Hochstände, die auf Bäumen errichtet worden sind. Die Beobachtungsstände liegen am Rande des Gradschungels, in den breite Lichtungen geschlagen wurden. Der Tiger schleppt das Kalb, nachdem er es getötet hat, in das Dickicht des Grases, frißt sich satt und schläft dann in der Nähe seines Risses. An der Schleifspur erkennen die Wildhüter, wo der Tiger sich verborgen hat. Sie umstellen das Gebiet und treiben ihn mit Hilfe von Reitelefanten aus seinem Versteck heraus. Dabei muß er eine der sich kreuzförmig überschneidenden Lichtungen überqueren. Das ist der Augenblick, wo ihn die Touristen sehen. Wenn er nicht zu schnell über die Lichtung rennt, können sie ihn auch fotografieren. Bei unserem ersten Versuch durchbrach der Tiger die Treiberkette und verschwand im Dschungel. Wir konnten nur sein Fauchen hören. Am nächsten Tage war die Situation noch komplizierter. Eine Herde aufgeregter wilder Elefanten stand unter den Hochsitzen und versperrte den Touristen den Weg. Wahrscheinlich hatten sie den Tiger gewittert und umzingelt. In das Gras aber wagten sie sich nicht hinein.

Auch unsere Reitelefanten in Kaziranga gerieten stets in Aufregung, wenn sie einem Tiger begegneten oder auf eine frische Tigerfährte stießen. Sie knallten mit dem Rüssel und ließen ein tiefes Kehlbrummen, einen eigenartigen, schwer zu beschreibenden, rollenden Laut hören. Der Knall wird erzeugt, indem der Elefant die Rüsselöffnung schließt und gleichzeitig Luft in den Rüssel preßt. Die leicht angehobene Rüsselspitze wird dann ruckartig nach unten geschlagen und dabei geöffnet. Dieses Knallen ist ein Warnlaut, der alle Mitglieder der Herde über eine Gefahr informiert. Unsere Elefanten knallten aber auch, wenn sie den Geruch des Schweinsdachs in die Nase bekamen oder über ein Nashorn erschranken.

Ich hatte auf meinen bisherigen Reisen nur einmal einen Tiger in Kaziranga gesehen. Diese Begegnung fand nicht zufällig statt, sondern war das Ergebnis einer Schlußfolgerung, die ich aus den Lebensgewohnheiten dieses Tieres gezogen hatte. Eines Tages, es war in der heißen Jahreszeit, berichtete mir ein Mahout, daß er einem Tiger begegnet sei. Ich ließ mir genau schildern, wo er den Tiger sah. Das Gebiet kannte ich gut. Es gibt dort nur den hohen Elefantengradschungel, in dem die feuchte, beklemmende Hitze brütet und einen kleinen, von Bäumen beschatteten Hügel, der sich über das Gras erhebt. Wenn der Tiger nicht weitergezogen war, sondern sich noch in diesem Areal aufhielt, konnte er

während der heißen Mittagszeit nur im Schatten der Bäume auf dem Hügel liegen. Das war genau der Platz, den der Tiger für seine Tagesruhe bevorzugt. Ich bestellte meinen Reitelefanten für 11 Uhr. Nach einer dreiviertel Stunde waren wir in der Nähe des Hügels. Ich richtete mich im Sattel auf, um mit dem Fernglas den vermeintlichen Ruheplatz des Tigers abzusuchen. So sehr ich mich auch bemühte, in dem niedrigen Gras, das den Hügel bedeckte, den Tiger zu finden, ich konnte nichts entdecken. Sollte meine Vermutung doch nicht stimmen, oder war der Tiger abgewandert? Ich forderte den Mahout auf, näher heranzureiten. Da erhob sich auf dem Hügel ein gestreifter Körper. Nur wenige Sekunden stand der Tiger und schaute zu uns herüber. Dann lief er langsam den kleinen Hang hinab und verschwand im Gras, ohne uns noch einmal eines Blickes zu würdigen. Als ich dem Förster von dieser Begegnung berichtete, gratulierte er mir zu diesem Glück, denn nur sehr wenige Menschen haben in Kaziranga einen Tiger zu Gesicht bekommen.

Seit diesem Erlebnis sind sechs Jahre vergangen. Der Bestand an Tigern auf unserer Erde hat weiter laufend abgenommen. Nach den neuesten Ermittlungen gibt es in der Sowjetunion noch 100 Sibirische Tiger. Am meisten gefährdet ist der Bali-Tiger, von dem wahrscheinlich nur noch 4 Tiere existieren. Gar nichts wissen wir über die Zahl der noch in China lebenden Tiger. Die kleinste Tigerunterart, der Sunda- oder Inseltiger, ist ebenfalls vom Artentod bedroht.

Das einzige Gebiet auf unserer Erde, in dem der Tigerbestand während der letzten Jahre zugenommen hat, ist Südvietnam. Neueste Ermittlungen von Biologen über die ökologische Wirkung des Krieges in Vietnam haben auch ergeben, daß die Tiger einen Vorteil aus diesem Kriege ziehen. Sie haben gelernt, das Knallen von Schußwaffen mit der Gegenwart von toten oder verwundeten Menschen zu verbinden. Deshalb wandern die Tiger schnell jeweils in die Gebiete, in denen Kampfhandlungen stattfinden, und ernähren sich von den Gefallenen. Obwohl es keine genauen Angaben über die Tigerpopulation der Vergangenheit in Vietnam gibt, ist es sehr wahrscheinlich, daß dort die Anzahl der Tiger zugenommen hat. Eine ähnliche Feststellung wurde während des zweiten Weltkrieges über die Zunahme der Zahl der Wölfe in Polen gemacht.

Über Indiens Tigerbestand gehen die Meinungen weit auseinander. Im Dezember 1968 sprach ich in Kalkutta mit bekannten indischen Großwildjägern. Sie hielten es natürlich für weit übertrieben, daß die Zahl der Tiger in Indien erheblich abgenommen habe. Der Vorsitzende des Jagdverbandes vertrat sogar die völlig unsinnige Meinung, daß alle Tiger, die in den Sunderbans, in den Sumpfbereichen des Brahmaputra-Ganges-Delta leben, Menschenfresser seien.

Der Zoodirektor von Delhi, K. S. Sankhala, der zur Zeit eine Zählung aller in Indien noch vorhandenen Tiger durchführt, hat einen aufschlußreichen Bericht über die Tigerjagden der Maharadschas veröffentlicht. Er schreibt: »Die Maharadschas des früheren Fürstentums Rajasthan in Indien schossen seit dem Anfang dieses Jahrhunderts beinahe 2700 Tiger und verzeichneten sie in

ihren Jagdlisten. Die verstorbene Maharani Fateh Singhji von Udaipur schoß 375 Tiger, der verstorbene Nawab von Tonk schoß 295 und der verstorbene Maharadscha Sir Ganga Singhji von Bikaner 265. Von den heute noch lebenden Sportjägern hat der Maharaj Bhim Singh von Kotah 334 Tiger zwischen 1920 und 1965 erlegt. Andere, die über hundert Tiger umgebracht haben, sind der Maharadscha Bahadur Singh von Bundi (234 Tiger); Sahibzada Abdul Shakoor Khan von Tonk (158); die Maharani Bhagwat Singh von Udaipur (115) und der Nawab von Tonk (105).«

Folgende Abschlußzahlen gab Sankhala auf der Konferenz der Internationalen Union zum Schutze der Natur und der natürlichen Reserven im November 1969 zur Kenntnis: In Bengalen schoß George Udney Yule innerhalb von 25 Jahren 400 Tiger. Im Staate Madhya Pradesh erlegte Gordon Cumming in den Jahren 1863 und 1864 im Narbada Distrikt 74 Tiger. Im gleichen Staate wurden im Jagdgebiet des Maharadschas von Rewa zwischen 1951 und 1954 noch 51 Tiger geschossen. Nach Bengt Bergs Angaben hatte der Maharadscha von Rewa bis 1933 über 600 Tiger geschossen und sich vorgenommen, eines Tages die Zahl von tausend zu erreichen. Ob ihm dieser traurige Rekord gelungen ist, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Der letzte Maharadscha von Gwalior schoß 700 bis 800 Tiger. Im Februar 1922 stattete der Prinz of Wales diesem Gebiet einen viertägigen Besuch ab und tötete 7 Tiger. Im ehemaligen Staat von Hyderabad erlegte der englische Oberst Nightingale etwa 300 Tiger. Prinz Azam Jah Bahidur schoß in 33 Tagen 35 Tiger. Der bereits genannte deutsche Großwildjäger Oscar Kauffmann berichtet, daß »bei Jagden des Vizekönigs, indischer Fürsten und hochfürstlicher europäischer Gäste« große Kesseltreiben mit 200 bis 400 Reitelefanten veranstaltet wurden. »Auf diese Weise erlegte Lord Curzon in 5 Tagen im Terai Nepal 28 Tiger.«

Diese traurige Liste könnte noch über viele Seiten fortgesetzt werden. Sie zeigt deutlich, daß die Hauptschuldigen für die furchtbare Dezimierung des Tigerbestandes die Maharadschas, die englischen Kolonialoffiziere und die sogenannten Sportjäger sind. Vor etwa 10 Jahren wurden in den USA und in Westeuropa Pelzmäntel aus Leoparden- und Tigerfellen modern. Damit nahm das Wildern von Leoparden, Jaguaren, Ozelots, Tigern und Geparden in einem unvorstellbaren Maße zu. Gleichzeitig stiegen die Preise für die Pelze um das Zehn- bis Vierzigfache. Ein Tigerfell kostete in Indien 1950 300 Rupien. Es stieg bis 1960 auf 3000 Rupien und liegt heute bereits bei 4000 Rupien. Allein in den Läden von Bombay, Delhi und Kalkutta wurden nach meiner Schätzung im Jahre 1969 über 2000 Tigerfelle zum Verkauf angeboten. Diese Zahlen sind nicht aus der Luft gegriffen. Ich habe viele dieser Geschäfte aufgesucht, habe mir die Felle von Tigern, Nebelpardern, Schneeleoparden und Leoparden zeigen lassen, wobei ich den Anschein erweckte, daß ich aus besonders schönen Stücken einen Mantel fertigen lassen wolle. Auf diese Weise erfuhr ich auch, ob auf dem Lager noch andere Pelze vorhanden sind oder ob sie kurzfristig be-

schaft werden können. Eine einzige Trophäenpräparationsanstalt Indiens, van Ingen in Mysore, erhielt jährlich über 700 Tigerfelle zur Bearbeitung, wie mir 1959 der Inhaber selbst mitteilte.

Wieviel Tiger leben nun heute noch in Indien? Noch einmal muß Sankhala zitiert werden. Er hat aufgrund der Ergebnisse einer umfassenden Befragung, die er in allen Staaten Indiens durchführte, eine Bestandsliste zusammengestellt, wobei betont werden muß, daß es sich dabei fast ausschließlich um Schätzungen handelt. Nur einige Forstbehörden haben ihre Angaben durch Zählung von Fährten, die sie während der heißesten Zeit des Jahres an den Wasserstellen vornahmen, begründet. Danach sah die Verteilung der Tigerpopulation in Indien 1969 wie folgt aus:

| | | | | | |
|-------------------|-----|----------------|----------|---------------|-----------|
| Andhra Pradesh | 40 | Kerala | 20 | Punjab | 0 |
| Assam | 500 | Madhya Pradesh | 600–1400 | Rajasthan | 90 |
| Bihar | 90 | Maharashtra | 329 | Tamil Nadu | 5–81 |
| Gujarat | 5 | Mysore | 114 | Uttar Pradesh | 400–500 |
| Haryana | 0 | Nefa Nagaland | | West Bengal | 110 |
| Himachal Pradesh | 0 | und Manipur | 100 | | |
| Jammu und Kashmir | 0 | Orissa | 326 | Insgesamt | 2724–3700 |

Da erfahrungsgemäß meist zu hoch geschätzt wird, darf man annehmen, daß heute höchstens noch 2000 bis 2500 Tiger in Indien leben. Diese Zahl ist erschreckend niedrig, wenn man weiß, daß von April bis Oktober 1968, nachdem es gesetzlich verboten worden war, Felle von Tigern und Leoparden zu exportieren, 2354 Tiger- und Leopardenfelle ausgeführt wurden. So bleibt nur eine Lösung: Der Tiger muß sofort in allen indischen Staaten streng geschützt werden. Sondergenehmigungen zum Abschubß sollten nur dann gegeben werden, wenn ein Tiger nachweislich zum Menschenfresser geworden ist.

In vielen Büchern, die über Indien erschienen, wurde der Versuch unternommen, eine Antwort auf die Frage zu geben, warum manche Tiger zu Menschenfressern werden. Selten jedoch ist überprüft worden, ob denn die amtlichen Angaben, die über menschenfressende Tiger veröffentlicht wurden, den Tatsachen entsprechen. Auch äußern sich die Schriftsteller kaum darüber, was sie unter einem Man-eater verstehen. Aber gerade diese Klärung ist überaus wichtig, denn ein Tiger, der einen Menschen getötet hat, ist deshalb noch lange kein Menschenfresser. Es ist also völlig falsch, wenn man die amtlichen Statistiken, in denen alle tödlichen Unfälle verzeichnet sind, die von Wildtieren verursacht wurden, so auslegt, daß die darin angeführten Tiger Menschenfresser waren.

Wenn man weiß, wie in den vergangenen Jahren die Tigerjagd betrieben wurde, muß man zu dem Verdacht kommen, daß eine erhebliche Zahl der Menschen, die auf diesen Listen verzeichnet sind, als Jagdgehilfen ums Leben

kamen. An den Jagden der Maharadschas und ihrer Gäste waren Hunderte von Treibern und Tigerstoppern beteiligt. Die Jäger saßen auf einem sicheren Hochsitz, dem Machan, der am Rande einer Lichtung auf einem Baum errichtet wurde. Neben ihnen standen im Dickicht die Tigerstopper, die verhindern mußten, daß der Tiger, der ihnen zugetrieben wurde, nach der Seite ausbrach. Es gab also für den Tiger keinen Ausweg aus dem Kessel, es sei denn, daß er einen Treiber oder Stopper angriff, und das wird das verängstigte Tier auch nicht selten getan haben. Damit wurde dem Jäger noch der beneidenswerte Ruhm zuteil, einen gefährlichen »Man-eater« getötet zu haben.

Für die Zeit von 1902 bis 1927 gab das »Office of the High Commissioner of India« eine Aufstellung über die Verluste an Menschenleben heraus, die durch wilde Tiere verursacht worden sind. Hier sollen nur die Opfer genannt werden, die auf das Konto des Tigers geschrieben wurden:

| 1902 | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | |
|------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|
| 1046 | 866 | 786 | 786 | 698 | 793 | 909 | 896 | 882 | usw. |

Dieser Liste wurde ein persönlicher Brief beigelegt, den Bengt Berg in seinem Tigerbuch veröffentlicht hat. Er lautet: »Ich bin beauftragt, Sie darauf hinzuweisen, daß keine der Zahlen über den Tod durch wilde Tiere und Schlangen amtlich geprüft worden ist, bis zum Jahre 1927, wo sie dann nach genauerer Betrachtung als unglaublich erschienen.«

Diese Zahlen, die als offizielle Ermittlungen der englischen Kolonialbehörde herausgegeben und damit als verbindliches statistisches Material betrachtet wurden, gingen durch die Presse der Welt und beeinflussten nicht unwesentlich die öffentliche Meinung über das »rätselhafte Wunderland« und seine wilden »Bestien«. Tatsächlich aber beruhten sie nur auf unüberprüften Gerüchten. Damit will ich keinesfalls bestreiten, daß es in Indien Man-eaters gegeben hat, sondern nur zeigen, wie gefährlich es ist, den zahlreichen, zu diesem Thema erschienenen Veröffentlichungen kritiklos zu glauben, weil ein erheblicher Teil von ihnen völlig wertlos ist. Jim Corbett, der 1875 im Naim-Tal am Fuße des Himalaja geboren wurde und in diesem Teil Indiens auch den größten Teil seines Lebens verbrachte, ist einer der besten Tigerkenner. Wenn im Kumaon-Distrikt, wo er 20 Jahre lang als Beamter der indischen Eisenbahnen arbeitete, ein Man-eater auftrat, wurde Corbett von den Bauern gerufen und gebeten, den Menschentöter zu erlegen. So hat er viele, oft sehr gefährliche Begegnungen mit menschenfressenden Tigern gehabt und Erfahrungen sammeln können, wie wohl kein anderer Tigerjäger. Deshalb ist sein Urteil über den Tiger besonders wertvoll. Es soll hier als Gutachten eines Fachmannes zur Ehrenrettung der zu Unrecht als grausame Bestie verschrieenen Großkatze stehen:

»Wer keine Gelegenheit hat, sich über eine Sache eine eigene Meinung zu bilden, wird leicht geneigt sein, die Meinung anderer anzunehmen. Nirgends

ist dies offensichtlicher als dort, wo es sich um Tiger handelt. Dabei denke ich nicht nur an menschenfressende Tiger, sondern an Tiger im allgemeinen. Die Redewendungen ›grausam wie ein Tiger‹ und ›blutdürstig wie ein Tiger‹ sind Verleumdungen. Der Schriftsteller, der als erster versuchte, damit den teuflischen Charakter des Schurken seiner Erzählung zu unterstreichen, bewies eine bedauernswerte Unkenntnis des Tigers. Obendrein prägte er damit weitverbreitete Schlagworte, die die Hauptschuld an dem falschen Bild tragen, welches sich die Allgemeinheit vom Tiger macht. Nur sehr wenige können hiervon ausgenommen werden, weil sie Gelegenheit haben, sich eine eigene Meinung zu bilden.

Wenn ich die Ausdrücke ›grausam wie ein Tiger‹ und ›blutdürstig wie ein Tiger‹ gedruckt sehe, dann muß ich an einen kleinen Jungen denken. Zu der Zeit, als dieser den dem Himalaja vorgelagerten Dschungel durchstreifte, gab es in jenen Wäldern noch zehnmal so viel Tiger wie heute. Ein alter Vorderlader war die einzige Bewaffnung des kleinen Abenteurers. Im rechten Lauf dieser ›Waffe‹ klaffte ein 15 cm langer Riß. Schaft und Läufe waren mit Kupferdraht umwickelt, um sie vor dem Auseinanderfallen zu bewahren. Bei Anbruch der Dunkelheit lagerte das Bürschchen dort, wo es gerade war, und zündete lediglich ein kleines Feuer an, das ihm Wärme und Gesellschaft gab. Von Zeit zu Zeit erklangen bald aus der Nähe, bald aus der Ferne die Rufe der Tiger und weckten es. Dann warf der Bub noch einen Ast ins Feuer, drehte sich auf die andere Seite und setzte sorglos seinen unterbrochenen Schlaf fort. Er wußte aus seiner eigenen kurzen Erfahrung und von anderen, die wie er ihr ganzes Leben im Dschungel verbracht hatten, daß er vor jedem Tiger sicher war, den auch er in Ruhe ließ. Bei Tage wich er jedem aus, den er sah, und war das nicht möglich, so blieb er stocksteif stehen, bis das Tier verschwunden war. Ich denke auch daran, wie der kleine Junge einmal ein halbes Dutzend Dschungelhühner anpirschte, die auf einer Lichtung nach Futter scharrtten. Er war an einen Pflaumenbusch herangeschlichen, und als er aufstand, um hinüberzuspähen, wurde der Busch lebendig, und auf der anderen Seite spazierte ein Tiger heraus. Dieser schaute den Knaben an, wie wenn er sagen wollte: ›Hallo Kleiner, was in drei Teufels Namen willst denn du hier?‹ Da er keine Antwort erhielt, wandte er sich um und trottete langsam seiner Wege, ohne sich einmal umzusehen. – Auch muß ich an die zehntausende Männer, Frauen und Kinder denken, die in den Wäldern arbeiten. Beim Holz sammeln oder Grasschneiden kommen sie tagein, tagaus an Stellen vorbei, wo Tiger lagern. Wenn sie dann unbehelligt heimkehren, wissen sie nicht einmal, daß das ›grausame‹ und ›blutdürstige‹ Tier sie ständig beobachtet hatte.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit der Tiger aus jenem Pflaumenbusch heraus spazierte. Von dieser Zeit waren 32 Jahre der mehr oder weniger regelmäßigen Verfolgung menschenfressender Tiger gewidmet. Wenn auch meine Augen Dinge erblicken mußten, die zum Steinerweichen waren, so ist mir doch

kein Fall vorgekommen, in dem ein Tiger mit Absicht grausam oder blutdürstig gewesen wäre. Keiner hat aus einem anderen Anlaß getötet, als um seinen Hunger oder den seiner Jungen zu stillen.

Des Tigers Aufgabe im Erdengeschehen besteht darin zu helfen, daß das Gleichgewicht in der Natur erhalten bleibe. Wenn seine natürliche Nahrung vom Menschen rücksichtslos ausgetilgt wird, dann treibt ihn in seltenen Fällen die bittere Not dazu, einen Menschen zu töten. Für alle Verluste an Rindvieh, die ihm zur Last gelegt werden, trägt er in Wirklichkeit an nicht mehr als zwei Prozent die Schuld. Es ist gewiß nicht recht, deswegen eine ganze Gattung als grausam und blutdürstig zu brandmarken.«

Es mutet paradox an, daß gerade Jim Corbett, der sich so sehr für eine gerechte Beurteilung des Tigers einsetzte, die größte Schuld an der Verurteilung des Tigers und seiner Verfolgung durch Sportjäger trägt. Corbett hat seine Erlebnisse mit den menschenfressenden Tigern und Leoparden in drei Büchern niedergeschrieben, von denen besonders das Buch »Man-eaters of Kumaon« eine Riesenaufgabe erreichte und in viele Sprachen übersetzt wurde. Da er in diesem Buch ganz realistisch und in meisterhafter Form nur das Leben der Außenseiter dieser gestreiften Raubkatzen schildert, wobei er mitunter von Tigern berichtet, die über hundert Menschen getötet haben, kann beim Leser der Eindruck entstehen, daß alle Tiger blutgierige, grausame Bestien sind, die ausgerottet werden müssen. Viele Jäger verließen sich, auf Kosten von Corbett, den Glorienschein des Menschenretters. Mancher arme Tiger, der in seinem ganzen Leben nur Hirsche, Antilopen, Wildrinder und Kammschweine fraß, wurde nach seinem Tode von dem Jäger, der ihn niederschöß, zum Mentschentöter gestempelt. So wurde die Jagd auf den Tiger zum Beweis für Mannesmut und Todesverachtung. Nachdem der Corbett ein Bestseller geworden war, gaben sehr bald noch zahlreiche andere sogenannte Tigerjäger ihre Lebenserinnerungen heraus, in denen es selbstverständlich von blutrünstigen Abenteuern mit menschenfressenden Tigern wimmelte. Auch die Reklame bemächtigte sich des Tigers und machte ihn zum Symbol der Stärke und Gefährlichkeit. »Ich habe den Tiger im Tank«, lautet einer der vielen Werbesprüche. Damit ist gemeint, daß der Kraftwagenbesitzer, dessen Fahrzeug diese Reklameplakette »ziert«, einen Treibstoff benutzt, der ihn zum »Tiger der Landstraße« macht.

Wir können also mit Recht feststellen, daß der menschenfressende Tiger eine seltene Ausnahme darstellt. In vielen Fällen ist er sogar nur ein Produkt des Jägerlateins. Wenn der Man-eater aber tatsächlich auftritt, so trägt an dieser Wandlung vom normalen Wildfresser zum Menschenfresser meist der Mensch selbst die Schuld. Corbett hat bereits die Hauptursache genannt. »Wenn seine natürliche Nahrung vom Menschen rücksichtslos ausgetilgt wird, dann treibt ihn in seltenen Fällen die bittere Not dazu, einen Menschen zu töten.« Ein zweiter Grund ist in den Verletzungen zu suchen, die sich der Tiger beim Erlegen von Stachelschweinen zuzieht. Die Stacheln dringen in seine Pranken ein,

brechen ab und verursachen überaus schmerzhaft, eiternde Wunden, die ihn hindern, die Pranke beim Töten großer Säugetiere einzusetzen und außerdem seine Geschwindigkeit hemmen. Die gleiche Wirkung haben sehr häufig auch Schußverletzungen. Ich habe mir in der bereits genannten Werkstatt für Jagdtrophäen van Ingen in Mysore die Tigerschädel angesehen, die von Menschenfressern stammten. Sehr viele von ihnen zeigten schwere Schußverletzungen, darunter Löcher in der Schädelkapsel, die nie verheilen konnten, und Kiefer, aus denen die Hälfte der Zähne herausgeschossen worden war. Leider waren die Knochen des Körperskelettes der Man-eater nicht aufgehoben worden. Ich bin überzeugt, daß viele der Tiger, von denen ein unversehrter Schädel vorlag, Verletzungen durch Gewehrschüsse an den Beinen hatten. So tragen gewissenlose Jäger, die nicht die Zeit oder den Mut aufbringen, das angeschossene Tier zu verfolgen, häufig dazu bei, daß der Tiger gezwungen wird, die leichteste Beute, den Menschen, zu machen. Schließlich mag es in der Vergangenheit, als noch große Seuchenzüge in wenigen Tagen Hunderte von Menschen dahinrafften, vorgekommen sein, daß die Tiger regelrecht mit den Leichen angefüttert wurden. In den abgelegenen Dörfern blieb oft keine Zeit mehr, dem Ritual der Verbrennung, wie es der Hinduismus vorschreibt, gerecht zu werden. Die Zeremonie wurde vereinfacht. Den Verstorbenen wurde ein Stück glühende Kohle in den Mund gelegt und der Leichnam einen Berghang hinabgeworfen. Wenn der Tiger, der gern auch Aas frißt, auf diese Weise mit Nahrung versorgt wird, kann er sich an Menschenfleisch gewöhnen und nach dem Erlöschen des Seuchenzuges zum Menschentöter werden.

Meine Begegnungen mit Tigern haben nichts mit Menschenfressern zu tun und gleich gar nichts mit der Jagd. Trotzdem gehören sie zu den aufregendsten und schönsten Abenteuern, die ich jemals mit wilden Tieren in freier Wildbahn hatte. Ich möchte behaupten, daß der Anblick eines Tigers, der über eine grüne Lichtung im Elefantengrasschungel zieht, zu den großen ästhetischen Erlebnissen zählt, die unsere Erde heute noch zu bieten hat.

Während im November 1969 die »Internationale Union zum Schutze der Natur und der natürlichen Reserven« in Delhi tagte und Maßnahmen zum Schutze des Tigers beriet, wurde dem Prinzen William von Gloucester bei seinem Besuch in Nepal nach alter Tradition eine Tigerjagd als Geschenk angeboten. Der Prinz nahm die Einladung gern an, bat sich jedoch aus, anstelle eines Gewehres seine Kamera als »Jagdwaaffe« gebrauchen zu dürfen. Diese Entscheidung ging als Schlagzeile durch die nepalesische und indische Presse, denn man erinnerte sich einer Tigerjagd, die ein anderer englischer Prinz vor acht Jahren in Indien durchführte. Es war Prinz Philip, der mit seiner Gemahlin Königin Elisabeth II. auf seiner Commonwealth-Tour im Jahr 1961 einen Tiger schoß, was dem Ruf der königlichen Familie sehr schadete, denn damals schrieb der »Daily Mirror«, daß Millionen Engländer dieses Töten von Tieren »mit Ekel betrachten«.

Tiger auf der Jagd

Die Geschichten, die ich vom Tiger zu berichten habe, mögen unglaublich klingen, weil es unwahrscheinlich anmutet, daß man so viel Glück mit Tigern hat. Sie werden jedoch nicht nur durch die Fotografien belegt, die meine Frau und ich gemacht haben, sondern auch von anderen Augenzeugen bestätigt, die uns auf der Tigerpirsch begleiteten.

Wie fast jeder Morgen im Dezember beginnt auch unser erster Tigertag mit dickem Nebel. Tiefes Schweigen liegt über dem Dschungel. Die Marabus stehen noch mit eingezogenen Köpfen auf ihren Schlafbäumen und heben sich nur schemenhaft gegen den milchigweißen Himmel ab. Unsere beiden Freunde von der Handelsvertretung der DDR in Kalkutta, die uns gerade einen kurzen Besuch abstatten, haben sich wohl das Tierparadies am Brahmaputra etwas paradiesischer vorgestellt. Wahrscheinlich beginnen sie an meinen Schilderungen über das großartige Erlebnis eines Elefantenrittes im Gradschungel von Kaziranga zu zweifeln, denn vorläufig kann man bei dieser Kälte und Nässe kaum von einem Vergnügen sprechen. Ich versuche, sie durch möglichst plastische Darstellungen der Bilder, die wir nach der Auflösung des Nebels sehen werden, zu trösten.

Wir haben das erste Bhil erreicht. Der weiße Schleier lichtet sich. Die Sonne bricht durch. Sofort hebt sich auch die Stimmung, denn vor uns äst ein Panzernashorn, und im Hintergrund, am anderen Ende des Bhils, stehen Arnis, Barasinghas und Schweinshirsche. Da es in Kaziranga nicht schwierig ist, Panzernashörner zu sehen, geben wir den Mahouts die Weisung, uns zuerst zu den wilden Wasserbüffeln zu führen, die wir am Rande des Elefantengradschungels entdeckt haben. Der Wind steht schlecht. Wenn wir uns ihnen auf kürzestem Wege nähern, müssen sie von uns Witterung erhalten, bevor sie uns sehen. Das ist ungünstig, denn sie werden in das Elefantengrassdickicht fliehen, ehe wir sie erreicht haben. Obwohl die Tiere auf diesem Bhil täglich Touristen zu Gesicht bekommen und sich an die Anwesenheit des Menschen gewöhnt haben, muß man doch darauf achten, daß man gegen den Wind an sie heranreitet. Der Anblick des sich nähernden Elefanten stört sie nicht, wohl aber der Geruch des Menschen. Sie haben also zwei verschiedene Fluchtdistanzen, wovon jede an ein anderes Sinnesorgan gebunden ist. Erst wenn sie sich optisch über die Anwesenheit des Menschen informiert haben, nehmen sie auch an seiner Witterung keinen Anstoß mehr. So müssen wir in einem großen Bogen, der uns am Grasdickicht entlangführt, an die Arnis heranreiten. Hin und wieder greift sich unser Elefant ein Grasbüschel, schlägt es drei- bis fünfmal gegen die Vorderbeine und stopft es dann ins Maul. Daß dieses Verhalten tatsächlich dazu dient, die Erde von den Wurzeln zu klopfen, zeigt die ganz andere Behandlung der Zweige und Äste, die er von Bäumen abbricht. Sie werden direkt zum Maul geführt. Alle Pflanzen, die er aus dem Boden zieht, werden vorher an den Vorderbeinen ab-

geschlagen, während Futter, das vom Rüssel in höherer Region erfaßt wurde, ohne Vorbehandlung in das Maul befördert wird.

Das Barasingharudel, das wir schon recht gut kennen, zieht langsam auf das Bhil hinaus und gibt uns den Weg zu den Arnis frei. Wir zählen die Tiere und stellen fest, daß keines fehlt. Es sind immer noch 16, 14. Der Tiergärtner erspart sich durch diese Schreibweise die Angabe des Geschlechtes. Die Zahl vor dem Komma betrifft die männlichen Tiere, hinter dem Komma stehen die Weibchen. 16, 14 bedeutet also 16 Hirsche und 14 Hirschkühe.

Nun haben uns auch die Arnis bemerkt. Es ist eine kleine Herde, die nur aus acht Tieren und einem etwa sieben Monate alten Kalb besteht. Eine andere Herde, die 14 Büffel umfaßt, aber nicht ein einziges Kalb bei sich führt, ist oft in den Abendstunden an dieser Stelle des Bhils zu finden. Die Arnis, die bisher dicht am Gradschungel standen, treten einige Schritte auf die Lichtung heraus und äugen uns mit erhobenen Köpfen entgegen. Das Kalb steht in der Mitte der Gruppe, nach beiden Seiten durch erwachsene Kühe gedeckt. Die Herde setzt sich aus vier Kühen, zwei Bullen, deren Hörner aber noch nicht die normale Länge erreicht haben, einem alten, nicht sehr großen Bullen und dem Kalb zusammen. Wir halten unseren Elefanten an, um den Arnis Zeit zu geben, uns ausgiebig zu betrachten. Während sie in der heißen Zeit überaus träge sind und sich kaum aus der Ruhe bringen lassen, sind sie im Winter umso mißtrauischer. Wir müssen Geduld mit ihnen haben. Eine Kuh tritt einige Meter aus der Herde hervor. Manchmal läßt sie den Kopf zum Boden sinken, um ihn aber sofort wieder hochzuwerfen, wobei sie die langen spitzen Hörner durch ein ruckartiges Schütteln ihres bewehrten Hauptes nach beiden Seiten schlägt. Dann wendet sie sich um, läuft zur Herde zurück, drängt sich zwischen ihre Artgenossen und bringt die Gruppe in Bewegung. Der alte Bulle unterstützt sie, läuft um seine Herde herum, schüttelt mit dem Kopf, stößt einer Kuh, die noch wie angewurzelt steht, leicht in die Flanken und gibt damit das Zeichen zum Rückzug. Wenige Sekunden später sind die Büffel im Dickicht untergetaucht.

Das Elefantengras bildet hier nur einen schmalen Saum von etwa 50 Metern. Dahinter beginnt bereits wieder das nächste Bhil. In der Hoffnung, daß die Büffel zu dieser Lichtung ziehen, folgen wir ihnen vorsichtig. Aber das Rauschen des Grases neben uns zeigt an, daß sie nach der Seite ausbrechen. Trotzdem reiten wir weiter. Vielleicht finden wir auf dem Bhil andere Tiere. Bald öffnet sich vor uns der Dschungel. Wir stehen am Rande eines kurzen, aber steilen Hanges, der zum Bhil hinabführt. Es ist eine langgestreckte, schmale Lichtung, die fast ganz von dem See ausgefüllt wird, der sich über das Bhil ausdehnt. Nur am gegenüberliegenden Ufer ist ein wenige Meter breiter Streifen sumpfigen Bodens. Dahinter erhebt sich der Elefantengradschungel. So oft wir auch dieses Bhil aufsuchten, außer Fischottern, Kormoranen und Marabus fanden wir hier nie Tiere. Wahrscheinlich ist den Hirschen und Arnis das Ufer als Äsungsplatz zu schmal. Leicht kann der Feind, im Elefantengras verborgen, sich ihnen bis auf

wenige Meter ungesehen nähern. Wenn er aus der Deckung angreift, gibt es kein Entkommen mehr, denn vor ihnen liegen Sumpf und See, die eine schnelle Flucht behindern. Auf unserer Seite fällt das Ufer steil ab. Hier ist kein Landsaum mit saftigen Kräutern, der eine Äsungsmöglichkeit böte, denn am Fuße des Hanges beginnt sofort das Wasser.

Ein Baum, der vor vielen Jahren in den See gestürzt ist, ragt mit seiner Krone weit über das Wasser hinaus. Seine Äste sind vom Kot der Kormorane, die sich ihn als Ruheplatz auserwählt haben, weiß getüncht. Hier sitzen die schwarzen Fischfänger, nur durch den Hackabstand getrennt, der sich aus der Länge des Halses, des Kopfes und des Schnabels zusammensetzt, dicht beieinander. Sie breiten ihre Flügel in der Sonne zum Trocknen aus, denn auf der Unterwasserjagd dringt, im Gegensatz zum wasserabstoßenden Federkleid der Enten und Taucher, in ihr Gefieder Wasser ein. Man sollte glauben, daß ein wassereinlässiges Gefieder für ein Tauchvogel überaus unzweckmäßig ist. Das stimmt aber nicht, denn die Wasserdurchlässigkeit bewirkt, daß die Luft, die zwischen den Federästen hängt, herausgedrückt wird. Damit vermindert sich der Auftrieb des Vogelkörpers. Außerdem kann der Kormoran nach dem Auftauchen mit wenig Flügelschlägen den größten Teil des Wassers wieder aus dem Gefieder ausschütteln. Den Rest trocknen dann Sonne und Wind. Die Zeit, die der Kormoran zum Trocknen seines Gefieders benötigt, nutzt er gleichzeitig zum schnellen Verdauen der Nahrung, denn beides, die Nässe im Gefieder und das Gewicht der Fische im Magen, behindern ihn auf der Flucht. Werden die Kormorane während ihrer Verdauungsrufe gestört, so entlasten sie ihr Körpergewicht, indem sie die Nahrung erbrechen. Das tun auch Pelikane und Geier, die sich bei reichlichem Beuteangebot oft derartig vollfressen, daß sich die ohnehin schon schweren Vögel nur noch mit größtem Kraftaufwand vom Boden erheben können. Das Erbrechen der Nahrung als Reaktion auf Gefahr ist offensichtlich eine Verhaltensweise, die schon sehr alt ist, denn auch viele Echsen und Schlangen speien ihre Nahrung wieder aus, wenn sie gestört werden. Durch diese Verhaltensweise wird außerdem der Feind abgeschreckt.

Die Kormorane sind auch heute wieder auf ihrem alten dünnen Baum zu finden. Kaum haben sie uns entdeckt, fliegen sie auch schon ab, streichen dicht über dem Wasserspiegel dahin und entschwinden hinter den Bäumen unseren Blicken. Nun ist kein Lebewesen mehr auf dem Bhil zu entdecken. Langsam reiten wir am Hang entlang. Vorsichtig setzt der Elefant ein Bein vor das andere, denn es besteht die Gefahr, daß der Boden unter ihm abbricht. Wenn der Pfad zu schmal wird, müssen wir die gefährlichen Stellen umgehen. Wir tauchen wieder im hohen Gras unter und treten nach wenigen Metern erneut auf die Lichtung hinaus. Und dabei entdeckte ich den Tiger. Am gegenüberliegenden Ufer zieht er langsam dahin. Die Erregung, von der wir gepackt werden, ist schwer zu beschreiben. Besonders aufgeregt sind die Mahouts. Sie schwatzen und gestikulieren, als wären sie in Streit geraten. Ich kann mir ihr seltsames Ver-

halten nicht erklären. Angst kann es nicht sein, was sie gerade jetzt veranlaßt, wo doch größtes Schweigen geboten ist, so gesprächig zu werden. Es besteht doch keine Gefahr, denn zwischen uns und dem Tiger liegt der See. Außerdem wird ein Tiger sich hüten, einen Reitelefanten anzugreifen. Das tut er nur, wenn er umringt ist und sich ihm kein anderer Ausweg bietet. Die Nervosität der Mahouts überträgt sich auf die Elefanten. Nur durch harte Schläge können sie dazu gebracht werden, wenigstens einige Sekunden ruhig zu stehen, damit wir fotografieren können.

Inzwischen läuft der Tiger langsam weiter. Manchmal bleibt er stehen und steckt seine Nase tief in das niedrige Sumpfgas. Wahrscheinlich verfolgt er eine Spur. Mitunter schaut er auch zu uns herüber. Aber er kann uns kaum sehen, denn wir haben die Mauer des Elefantengrases im Rücken, und außerdem muß er gegen die Sonne schauen, während wir ihn von der Sonne beschienen vor uns haben. Sein Fell ist fahlrot. Es ist heller als das Fell meines ersten Tigers, den ich vor sechs Jahren in Kaziranga sah. Dieser Farbunterschied ist wohl durch die Jahreszeiten bedingt. Im Winter ist das Haar blasser und länger als im Sommer. Trotzdem er sich nicht beeilt, müssen wir uns anstrengen, mit ihm Schritt zu halten. An einem großen Elefantengrasbüschel bleibt er stehen, hebt den Schwanz und spritzt einen Strahl Urin hinter sich. Auf diese Weise markieren Tiger und Tigerin ihr Jagdgebiet. Dabei wird auch das Sekret der Analdrüsen abgesetzt, dessen Duft sogar für die Nase des Menschen noch nach 3 Monaten wahrnehmbar ist, wenn es inzwischen nicht geregnet hat. Durch die Duftmarken wird den anderen Tigern, die in demselben Territorium wohnen oder sich zeitweilig in ihm aufhalten, eine Mitteilung gemacht. An der Stärke des Geruches erkennen sie, ob ihr Artgenosse erst vor kurzer Zeit vorbeikam oder ob schon viele Tage vergangen sind, seit er zum letzten Mal diesen Weg nahm. Von dieser Nachricht kann der Erfolg ihrer Jagd abhängen, denn zwei Tiger, die zur gleichen Zeit in dem gleichen Gebiet jagen, stören sich gegenseitig und vergrämen das Wild. Leyhausen, der dasselbe Verhalten bei Hauskatzen beobachtete, vergleicht die Duftmarken mit den Signalen der Eisenbahn. Somit hätte eine frische Duftmarke die Bedeutung eines auf Rot gestellten Signales, während eine verblichene Marke »Freie Fahrt« bedeuten würde. Aber die Tiger werden durch Duftmarken auch zusammengeführt. Wenn die Tigerin heiß ist, markiert sie besonders häufig und hinterläßt damit eine Mitteilung über ihren Zustand und ihren Weg.

Früher ist oft die Markierung des Territoriums nur unter dem Gesichtspunkt der Abweisung des Artgenossen gesehen worden. Man deutete sie als ein Drohen in Abwesenheit. Feldbeobachtungen an verschiedenen Säugetieren, die in den letzten Jahren durchgeführt wurden, haben jedoch gezeigt, daß diese Auslegung zu einseitig ist. Duftmarken können noch ganz andere Funktionen haben, die bisher viel zu wenig beachtet worden sind. Wenn ein Tier an seiner eigenen Duftmarke vorbeikommt, so kann der Duft ihm Vertrautheit, Sicherheit und

Geborgenheit bedeuten. Ich hatte bereits darauf hingewiesen, daß unter Territorien nicht nur solche Gebiete verstanden werden können, die gegenüber Artgenossen verteidigt werden, sondern als Territorium erst einmal der Raum bezeichnet werden muß, der von einem oder mehreren Tieren bewohnt wird. Er übt auf das Tier eine Anziehungskraft aus, weil das Tier mit dem toten und lebenden Inventar dieses Wohnraumes vertraut ist. Ob das Tier sein Territorium verteidigt, ist eine ganz andere Frage. Wenn nun das Tier seinen Körperduft über diesen Wohnraum verteilt, so ist es naheliegend, daß Wiederbegegnungen mit den eigenen Duftmarken ihm den Raum noch vertrauter machen. Ob diese Duftmarken darüber hinaus andere Artgenossen abstoßen oder gar abschrecken, ist wieder eine andere Frage, deren Beantwortung aber gar nichts an der Tatsache ändern kann, daß dieses Tier einen Wohnraum hat. Dazu kommt, daß sehr viele Tiere, darunter auch der Tiger, durch den Geruch ihrer Exkreme förmlich angezogen werden. Ich habe wiederholt beobachtet, wie der Tiger nach Verspritzen seines Harnes und nach Absetzen seines Kotes sich umdrehte, um den Duft gierig aufzunehmen. Dann hebt er den Kopf, öffnet das Maul und läßt die Zunge weit heraushängen. Dabei zieht er die Lippen zurück und die Nase in Falten. Er flehmt. Das tut er aber auch, wenn er auf die Duftmarken und Exkreme eines anderen Tigers stößt. Während Hauskatzen und Hunde auf die Duftmarke des fremden oder bekannten Artgenossen harnen, überdeckt der Tiger, wie Schaller in Kanha wiederholt feststellen konnte, die Duftmarke des anderen nicht mit dem eigenen Urin. Er untersucht sie eingehend, aber verändert sie nicht.

Wenn ich hier vom Verhalten des Tigers und anderer höherer Säugetiere spreche, so möchte ich dazu grundsätzlich feststellen, daß alle Angaben sich jeweils auf Tiere einer bestimmten Umwelt beziehen. Ich meine damit, daß die Verhaltensweisen des Tigers, der im Elefantengrasschungle von Kaziranga lebt, sich nicht völlig mit den Verhaltensweisen des Tigers decken müssen, der in den parkartig aufgelockerten Wäldern von Kanha zu Haus ist. Die Verhaltensforschung ist bemüht, Verhaltensinventare zusammenzustellen. Sie sollen alle Verhaltensweisen enthalten, die für die jeweilige Tierart typisch sind. Nun setzt sich aber das Verhalten eines Tieres aus Angeborenem und Erlerntem zusammen, denn jedes Tier sammelt im Laufe seines Lebens Erfahrungen und wertet sie auch. Dieses Erlernte wird sehr häufig in eine Folge von angeborenen Verhaltensweisen eingebaut. Es kann auch die Anwendungsform einer angeborenen Verhaltensweise bestimmen. So wird das Verhalten des Tieres sehr maßgeblich durch die individuellen Erfahrungen beeinflußt, die es in seiner Umwelt gemacht hat. Es können sogar Traditionen gebildet werden, die zum Beispiel die Rangordnung oder die Futterwahl in verschiedenen Tiergruppen derselben Art unterschiedlich gestalten.

Durch die Darstellung der Schwierigkeiten, die sich bei der Einordnung der Verhaltensweisen ergeben, will ich keinesfalls den Wert der Feldbeobachtungen

herabmindern, sondern nur zeigen, daß übereilte Verallgemeinerungen nicht selten zu einem falschen, oft viel zu begrenzten Bild des Tieres führen können. In jüngster Zeit sind besonders die Ergebnisse der Forschungen an Affen und Menschenaffen leichtfertig auf den Menschen übertragen, also sogar weit über die betreffende Art hinaus verallgemeinert worden. Eine Fülle von Spekulationen, durchsetzt mit Teilwahrheiten und ernstzunehmenden Forschungsergebnissen, wurde in Magazinen und Büchern den Lesern der westlichen Welt vorgesetzt. Leider waren unter den Autoren auch Zoologen, die die Sex- und Horrorwelle nutzend, den Menschen als einen aus der Art geschlagenen, in seinem Sexualleben hypertrophierten, von Agressionstrieben gelenkten Raubaffen darstellten und dabei sogar den Anschein erweckten, als handle es sich um wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse. Der Mensch als ein Wesen, das in seinen Verhaltensweisen vorwiegend von gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten bestimmt wird, spielt in diesen Darstellungen kaum eine Rolle.

Aber kehren wir wieder zu unserem Tiger zurück. Nachdem er das Elefantengrasbüschel, das aus der niedrigen Sumpfvvegetation der Lichtung aufragt und somit auch einen markanten Punkt in der Landschaft darstellt, mit seinem Urin bespritzt hat, wendet er sich dem Gradschungel zu. Er betritt den tunnelartig sich öffnenden Eingang eines Wechsels, schickt noch einen Harnstrahl hinter sich und entschwindet dann unseren Blicken.

Es wäre sinnlos, ihm zu folgen. Auch wenn es unserem Elefanten gelänge, die Spuren aufzunehmen, würden wir den Tiger in diesem Dickicht der Grashalme nie zu Gesicht bekommen. Wir beschließen daher zu warten. Vielleicht kehrt er auf die Lichtung zurück. Aber unsere Hoffnung erfüllt sich nicht. Nach zwanzig Minuten treten wir den Rückweg an. Vielleicht sind die Arnis inzwischen wieder auf das große Bhil herausgezogen. Schnell ist der schmale Streifen Elefantengras durchquert. Das Bhil liegt vor uns. Aber von den Büffeln ist leider nichts zu sehen. Nur die Barasinghahirsche stehen fast noch an derselben Stelle. Nicht weit von ihnen entfernt äst ein Rudel Schweinshirsche. Diese kleine Hirschart ist in Kaziranga noch recht zahlreich vertreten. Die Zählung im Jahre 1966 ergab, daß ein Bestand von 4000 bis 6000 Tieren vorhanden ist. Anfang Dezember, zur gleichen Zeit wie die Barasinghas, beginnen sie ihre Geweihe abzuwerfen, und Mitte Januar ist der Geweihabwurf bis auf wenige Ausnahmen beendet. In den ersten beiden Wochen des neuen Jahres erblicken auch die jungen Schweinshirsche das Licht der Welt. Keine andere Tierart in Kaziranga hat eine so eng begrenzte Setzzeit wie die Schweinshirsche. Während wir noch mit den Ferngläsern den Dschungelrand nach der Arniherde absuchen, erklingt plötzlich in unserem Rücken das Brüllen eines Tigers und eines Arnibüffels, vermischt mit dem Schrei eines Kalbes. Die Köpfe der Barasinghas und der Schweinshirsche fliegen hoch. Gespannt stehen die Tiere und lauschen. Wieder brüllt der Tiger. Da ertönt der Alarmruf der Barasinghas. Nur ein einziges Tier hat diesen hohen, kurzen Ruf ausgestoßen. Er ist das Signal zur Flucht. Die ganze Herde

rennt auf die Grasmauer zu. Wir machen kehrt. Die Mahouts schlagen auf unsere Elefanten ein, um sie zu höchster Eile anzutreiben. Schon sind wir wieder im Gras untergetaucht. Ich halte die Arme vor das Gesicht und ducke mich hinter den Rücken des Mahouts, um meine Augen vor den scharfen Blatträndern des Schilfes zu schützen. In das Rauschen des Elefantengrases mischen sich die Alarmrufe der Barasinghas, die jetzt von verschiedenen Tieren in schneller Folge ausgestoßen werden. Auch die Schweinshirsche geben Laut. Der ganze Dschungel ist in Aufregung. Wieder ertönt die Stimme des Tigers, jedoch ist es diesmal nicht ein Brüllen, sondern eher ein Fauchen, wie er es in der Verteidigung hören läßt. Wird er von den Arnis angegriffen? Wir haben das Bhil erreicht. Aber weder vom Tiger noch von den Arnis ist etwas zu sehen. Still liegt das weite Grasmeer vor uns. Nur die Barasinghas können sich nicht beruhigen. Sie rufen immer noch. Da bricht eine Arnikuh mit einem kleinen Kalb aus dem Gras hervor und läuft bis zum Ufer des Sees. Das Kalb bleibt dicht an ihrer Seite. Sie dreht sich um und starrt auf die Grasmauer, den Kopf erhoben und weit nach vorn gestreckt, als wolle sie auf die Gefahr deuten, die sich vor ihr im Dschungel verbirgt. Warum hat sie sich von der Herde getrennt? Sind die anderen Büffel in das Innere des Dschungels geflohen? War es ihr Kalb, das wir schreien hörten? Hat sie allein gegen den Tiger gekämpft und ihn vertrieben? Am Körper der Kuh können wir keine Spuren eines Kampfes entdecken. Auch das Kalb scheint keine Wunden zu haben. Aber sein Gang ist unsicher. Manchmal taumelt es auf den Hinterbeinen. Sind es der Schreck und die Anstrengung der Flucht, oder hat das Kalb, das nur wenige Wochen alt ist, innere Verletzungen davongetragen? Vielleicht war der Tiger schon über ihm, bevor die Arnimutter ihn vertreiben konnte. Die Kuh schüttelt drohend den Kopf und stampft mit einem Vorderhuf den Boden. Wie gebannt blickt sie auf das Grasdickicht, als erwarte sie, daß der Tiger ihr folgt. Doch der Gestreifte kommt nicht. Langsam legt sich die Erregung. Auch die Barasinghas haben aufgehört zu warnen. Die Kuh läuft mit ihrem Kalb am Ufer entlang, schaut aber dabei immer wieder zum Rand des Gradschungels hinüber. Ein Marabu streicht mit schweren Flügelschlägen über den See und landet auf dem Bhil. Die Kuhreiher ziehen über das Elefantengras, fallen neben den Arnis ein und schnappen nach den Fliegen, die in Schwärmen auf den Büffeln sitzen. Auf dem Bhil ist wieder Frieden eingekehrt.

Zwei Tage später, am 24. Dezember 1968, haben wir unsere nächste Begegnung mit dem Tiger. Gestern ist Professor Dr. Grzimek eingetroffen. Er kennt Assam noch nicht. So haben wir ihm heute einen kurzen Einblick in das Reservat gegeben und reiten nun zu unserem Kraftwagen zurück. Es ist Mittagszeit. Der Weg, dem wir folgen, bildet die Grenze zwischen Kaziranga und dem Niemandsland. Auf der einen Seite erhebt sich das hohe Elefantengras, auf der anderen liegt eine etwa einen Kilometer breite, mit niedrigem Gras bedeckte Ebene, an die sich die Reisfelder der Assamesen anschließen. Wir unterhalten uns von Elefant zu Elefant über die Panzernashörner, die wir an diesem Morgen

gesehen haben. Plötzlich ruft unser Mahout »Tiger, Sahib!« Er zeigt auf die große Grasfläche des Niemandslandes. Grzimek lächelt ungläubig. Auch ich kann nichts entdecken, was einem Tiger ähnlich sieht, nicke aber dem Mahout zu. Wir verlassen den Weg. Die Mahouts sind aufgeregt und unterhalten sich über die Taktik. Anscheinend schlägt der eine Mahout vor, daß wir uns trennen und den Tiger von zwei verschiedenen Seiten angehen, um zu verhindern, daß er im hohen Gras untertaucht. Der andere Elefantenlenker ist davon nicht begeistert. Ich kann sie nicht verstehen, denn sie diskutieren in assamesischer Sprache, entnehme aber ihren Gesten, um was es geht. So sehr ich mich auch anstrenge, den Tiger ausfindig zu machen, es gelingt mir nicht. Da stößt mich Karin an und flüstert mir zu: »Dort ist der Tiger, links vor uns, gleich wird er hinter den Sträuchern verschwinden.« Tatsächlich, Welch ein herrlicher Anblick. Nur noch etwa fünfzig Meter von uns entfernt steht auf einer kleinen Bodenwelle der Tiger. Er hat uns bereits entdeckt und blickt zu uns herüber. Dann setzt er ruhig seinen Weg fort. Nur Kopf und Rücken schauen über das Gras hinaus. Wir reiten schräg auf ihn zu. Als wir uns auf etwa zwanzig Meter genähert haben, bleibt er stehen und legt sich nieder. Wir halten unsere Elefanten an, um ihn nicht zu vergrämen. Das Gras ist hier spärlich und verbirgt ihn nicht. So können wir die ersten Aufnahmen von ihm machen. Er schaut sich unruhig um. Wahrscheinlich fühlt er sich in diesem Gelände, das ihm keine Deckung bietet, nicht wohl und sucht nach einem Unterschlupf. Unsere Elefanten haben von ihm Witterung erhalten und sind aufgeregt. Obwohl wir ihm den Weg zum hohen Elefantengras, das etwa zweihundert Meter hinter uns beginnt, abgeschnitten haben, wäre es doch ein leichtes für ihn, mit wenigen Sätzen nach der Seite auszubrechen und uns zu umgehen. Wir könnten ihm so schnell nicht folgen. Aber er macht von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch, sondern erhebt sich und läuft nur wenig schneller als vorher weiter. Man wird zu der Vermenschlichung verleitet, daß es unter seiner Würde ist, vor uns zu fliehen. Trotzdem unsere Elefanten sich anstrengen, mit ihm Schritt zu halten, wird der Abstand immer größer. Der Tiger hat sein Tempo gesteigert, ohne dabei seine Gangart zu verändern. Schnell rückt der Elefantengrasschunzel näher. Bald wird er im Dickicht verschwunden sein. Da sehe ich wenige Meter vor unserem Elefanten einen Barasinghahirsch liegen. Hat sich das Tier vor dem Tiger geduckt? Ist es krank? Schon springt der Hirsch auf. Er sieht den Tiger nicht und rennt direkt auf ihn zu. Als er die Gefahr erkennt, ist es schon zu spät. Höchstens eine Sekunde steht der Tiger unschlüssig. Dann macht er drei Sätze, richtet sich vor seinem Opfer auf, legt die rechte Pranke auf die Schulter des Hirsches und während er ihn zu Boden drückt, beißt er ihn in die Kehle. Zur gleichen Zeit schreien unsere Mahouts aus vollem Halse, als hätte der Tiger nicht den Hirsch, sondern sie gepackt. Dabei schlagen sie wild auf die Elefanten ein, um sie an den Tiger heranzutreiben. Ich rufe unserem Mahout zu, er solle doch ruhig sein und den Tiger nicht vertreiben. Mit verstörten Augen schaut er mich an.

Schweiß tropft von seiner Stirn. Zehn Meter vor dem Tiger bringt er unseren Elefanten, der sich heftig dagegen wehrt, so nahe an den Tiger herangehen zu müssen, zum Stehen. Die Mahouts zittern am ganzen Leibe. Es kostet sie größte Überwindung, ruhig zu sein. Der Tiger hält den Hirsch, der auf der rechten Seite liegt und mit den Hufen schlägt, immer noch an der Kehle fest. Seine langen spitzen Eckzähne sind so dicht hinter der Luftröhre in den Hals eingedrungen, daß sie die Wirbelsäule keinesfalls berührt haben können. Ich schaue nach der Uhr, denn ich will wissen, wie lange es dauert, bis der Tod eintritt. Bald hört das Schlagen mit den Hufen auf. Nur hin und wieder geht ein Zucken durch den Leib des Tieres. Es besteht kein Zweifel: Der Tiger stranguliert den Hirsch. Ein Biß in den Nacken wäre viel schwieriger anzubringen, denn er würde dabei durch das Geweih behindert. So aber ist der Angreifer außerhalb des Wirkungsbereiches der Waffen. Auch die Hufe können dem Tiger nicht gefährlich werden, denn er steht nicht neben, sondern vor dem Hirsch und hält den Kopf des Barasinghas etwa fünfzig Zentimeter über dem Boden. Nach fünf Minuten lockert der Tiger seinen Biß. Dabei bleiben die Zähne noch in ihren Stichkanälen, aber die Kiefer sind nicht mehr geschlossen, sondern voneinander gelöst, als wollte der Tiger durch das Maul atmen. Immer wieder schaut er uns an. Unsere Nähe ist ihm sehr lästig, aber wenn er seine Beute nicht verlieren will, muß er uns so lange erdulden, bis der Tod des Tieres eingetreten ist. Nach acht Minuten ist es endlich soweit. Die Glieder des Hirsches haben sich gestreckt. Der Tiger läßt den Kopf seiner Beute ins Gras fallen und legt sich nieder, jedoch nur kurze Zeit. Dann packt er seine Beute erneut am Hals und zieht sie von uns weg, tiefer in das Dickicht hinein. Da wir ihm folgen, gibt er diesen Versuch, uns loszuwerden, bald auf, legt den Hirsch ab und verschwindet im Dickicht. Wir geben unseren Mahouts das Zeichen, den Tiger zu suchen. Sie schauen sich fragend an. Wahrscheinlich haben sie Bedenken und erwarten einen Angriff. Aber dann entschließt sich unser Mahout, mit seinem Elefanten voranzureiten. Durch Rüsselknallen zeigt der Elefant an, daß wir auf der richtigen Spur sind. Wir betreten eine kleine Lichtung, die nur wenige Quadratmeter umfaßt. Der Tiger muß ganz nahe sein, denn unser Elefant ist sehr aufgereggt und weigert sich weiterzugehen. Er brüllt, wenn der Mahout ihn antreibt, aber rührt sich nicht von der Stelle. Da entdecke ich den Tiger. Er liegt kaum fünf Meter entfernt vor den Füßen des Elefanten. Sein Körper ist im Gras verborgen. Nur die weißen Streifen seines Backenbartes leuchten aus dem Dunkel hervor. Er flischt die Zähne, ohne jedoch einen Laut von sich zu geben. Langsam schiebt er sich rückwärts tiefer in das Dickicht hinein. Das Gras schließt sich wie ein Vorhang hinter ihm.

Wir wollen ihm Zeit lassen, zu seinem Riß zurückzukehren und mit seinem Mahl zu beginnen. Außerdem müssen wir unseren Elefanten eine Beruhigungspause gönnen. Es ist jetzt 12.30 Uhr. Unsere letzte Begegnung mit dem Tiger, die wir vor zwei Tagen am schmalen Bhil hatten, fand gegen 11 Uhr statt.

Dieses Gebiet liegt etwa drei Kilometer von hier entfernt. Es könnte also derselbe Tiger sein. Später ergab jedoch ein Vergleich der Aufnahmen, daß es zwei verschiedene Tiger waren, die anscheinend dicht nebeneinander leben. Möglicherweise hält sich in diesem Gebiet noch ein dritter Tiger auf, der hin und wieder der Barasinghawiese einen Besuch abstattet, denn dort sahen wir ihn. Leider besitzen wir von diesem Tiger nur eine einzige Aufnahme, die Karin machte, als er sich im Gras versteckt hatte und nur sein schöner Kopf aus dem Dickicht schaute. Aber das Porträt genügt leider nicht, um mit Sicherheit festzustellen, daß es nicht der Tiger vom schmalen Bhil ist, denn von dem haben wir nur Fotografien, die ihn von der Seite und von hinten zeigen. Die Körperstreifung könnten wir also gut vergleichen, aber gerade die fehlt uns vom Tiger der Barasinghawiese. Es steht jedoch fest, daß der Tiger nicht so einsam lebt, wie man sich das früher vorstellte. Er ist zwar kein Rudeltier wie der Löwe, duldet aber durchaus auch andere Artgenossen im Revier. Dafür spricht schon die Tatsache, daß in vergangenen Zeiten, als der Tiger in Indien noch zahlreicher war, auf einer Treibjagd gar nicht selten mehrere Tiger geschossen wurden. Trotzdem jagt und erlegt der Tiger, nachdem er sich von seiner Mutter getrennt hat, allein, teilt aber mitunter seine Beute mit anderen Artgenossen, denn es wurden wiederholt mehrere erwachsene Tiger zur gleichen Zeit an einem Riß angetroffen, die gemeinsam oder entsprechend ihrer Rangordnung nacheinander von dem geschlagenen Tier fraßen.

Wir waren mit unserer Beobachtung sehr zufrieden, denn nur ganz wenige Menschen haben gesehen, wie der Tiger eine Beute tötet, die nicht zu diesem Zwecke für ihn angebunden wurde. Nun wird in älteren Reiseberichten und Tierbüchern behauptet, daß die großen Raubkatzen auf den Rücken ihrer Opfer springen und sie blitzschnell durch einen Biß in den Nacken töten. Auch viele Bilder zeigen den berühmten »Löwenritt«. Niemand kann sagen, wer diese Tötungsart erfand. Heute wissen wir, daß sie von Großkatzen überaus selten angewendet wird, während für Kleinkatzen der Nackenbiß anscheinend typisch ist. Wo der Tötungsbiß angebracht wird, ob im Nacken oder an der Kehle, hängt wohl im allgemeinen von der Größe der Beute ab. Die Beutetiere der Hauskatze sind bedeutend kleiner als die Katze selbst. Außerdem haben sie keine Gehörne oder Geweihe, die einen Biß in den Nacken behindern oder fast unmöglich machen. Leyhausen hat sich eingehend mit dem Verhalten der Hauskatze beschäftigt und kam zu der übereilten Schlußfolgerung, daß bei ihnen die Orientierung des Tötungsbisses zum Nacken angeboren ist. Bei nochmaliger Überprüfung mußte er jedoch feststellen, daß die richtenden Reize nur von der Einkerbung zwischen Kopf und Rumpf, also vom Hals, ausgehen. Die unerfahrene Katze unterscheidet somit vorerst nicht zwischen Ober- und Unterseite des Halses. Sie muß erst einmal Erfahrungen sammeln. Beim Biß in die Kehle macht sie die Erfahrung, daß dabei ihr Gesicht in den Bereich der kratzenden Pfoten des Beutetieres gerät.

»Wenn sie zu weit hinten gepackt hat, kann das Beutetier sich sogar weit genug freiwinden, um zu beißen. Verletzungen an Augenrändern, Nase und Lippen der Katze sind nicht selten die Folge, und dann erst lernt sie, daß nur der Biß in die Halsoberseite, den Nacken, Sicherheit bietet und schnell tötet.«

Ausgehend von der Beobachtung, daß die Hauskatze aufgrund der Erfahrung, die sie mit ihren Beutetieren macht, schließlich den Tötungsbiß im Nacken anbringt, müßte nun logischerweise die Frage gestellt werden, welche Erfahrungen denn Löwe und Tiger mit ihrer Beute machen und wo sie den Tötungsbiß am sichersten anbringen können. Aber diese Frage stellt Leyhausen merkwürdigerweise nicht, sondern verallgemeinert, was er von der Hauskatze weiß, auf alle Katzenartigen und behauptet, daß auch die Großkatzen ihre Beute vorwiegend durch Nackenbiß töten. Dabei sollen die Eckzähne mit nur einem Zubiß das Halsmark treffen und somit den Tod verursachen. Seiner Vermutung nach »sind die Eckzähne der Feliden, und zwar sowohl ihre Form wie ihre Stellung in den Kiefern, so an den Verlauf der Muskeln, Sehnen und Bänder wie die Richtung der Halswirbelflächen angepaßt, daß diese von den vier eindringenden Eckzähnen mit hoher Wahrscheinlichkeit wenigstens einen nahezu automatisch an einen Zwischenwirbelraum heranleiten. Der Zahn zwingt sich dann wie ein Keil zwischen die Wirbel, sprengt diese aus ihrer Verbindung und zerreißt damit das Halsmark ganz oder teilweise.« Als einziges Beispiel für das Beutetöten bei Großkatzen führt Leyhausen einen Film an, von dem er selbst sagt: »Dies dürften die bisher einzigen Filmaufnahmen in der Welt sein, die zeigen, wie Löwen ein größeres Beutetier überwältigen, ohne daß der Vorgang irgendwie gestellt oder sonstwie zum Zwecke der Filmaufnahmen beeinflußt worden wäre.« Dieser Film zeigt den Überfall zweier Löwen auf einen Kaffernbüffel. Wie die Tötung erfolgt, geht aber aus dem Film gar nicht hervor, denn in seiner Bildanalyse schreibt Leyhausen: »Der zweite Löwe läßt die Büffelschulter loß und verbeißt sich irgendwo hinter dem Kopf, wobei er zweimal nachfaßt. Die Einzelheiten sind aber nicht zu erkennen, teils wegen des hohen Grases, teils weil im entscheidenden Augenblick eine Hyäne zwischen Büffelkopf und Kamera vorbeiläuft.« Aber auf diesen entscheidenden Augenblick kam es ja nun gerade an.

Ich hatte bereits im Jahr 1959 größte Zweifel an der alten Geschichte vom Nackenbiß des Löwen gehegt, denn im Girwald konnte ich viermal beobachten, wie angebundene Hausbüffelkälber von Löwen getötet wurden. In jedem dieser vier Fälle geschah es durch einen Biß in die Unterseite des Halses, also in die Kehle. Dabei fiel mir auf, daß es sehr lange dauerte, nämlich 10 bis 18 Minuten, ehe der Tod eintrat. Die Eckzähne konnten keinesfalls das Halsmark erreicht haben. Dazu saß der Biß nicht nur zu weit unten, sondern dauerte auch das Sterben zu lange. Da es aber angebundene Beutetiere waren, hielt ich es für möglich, daß dieser besondere, unnatürliche Umstand auch eine außergewöhnliche Tötungsart bedingt.

Sechs Jahre später veröffentlichte Schaller einige sehr interessante Foto-

grafien von Tigern aus dem Kanha-Nationalpark, die einen angebundenen Hausbüffel reißen. Auf diesen Bildern ist deutlich zu erkennen, daß der Tiger in den Hals beißt, wobei seine Eckzähne unmittelbar hinter der Kehle eindringen, also die Halswirbel gar nicht berühren können. Derselbe Zoologe ging 1966 für fast drei Jahre in die Serengetisteppe, um Löwen zu beobachten. Sein Bericht brachte die Bestätigung, daß Löwen nicht »nach braver Katzenmanier« töten, denn nicht ein einziges Mal sah Schaller den Nackenbiß, dafür aber umso häufiger den Biß in die Kehle. So kommt er zu dem Ergebnis, daß die meisten der von Löwen getöteten Tiere entweder erdrosselt oder erstickt werden, ein Vorgang, der zehn Minuten dauern kann. Der Tötungsbiß wird dabei auf den Unterhals oder auf das Maul des Beutetieres orientiert. Unser Tiger, der auf die gleiche Weise seinen Hirsch erlegt hatte, lieferte uns einen weiteren Beweis dafür, daß der Nackenbiß für Großkatzen, wenn er bei ihnen überhaupt vorkommt, nur eine höchst seltene Ausnahme darstellt.

Nachdem wir unserem Reitelefanten eine Stunde Pause gegönnt haben, reiten wir erneut zum Riß des Tigers. Als wir auf etwa fünfzig Meter heran sind, erkennen wir an einer Bewegung des Grases, daß der Tiger an seiner Beute war, uns aber leider schon bemerkt hat und sich zurückzieht. So können wir ohne Rücksicht auf die Windrichtung an den Kill heranreiten und ihn untersuchen. Wir steigen vom Elefanten herab und schauen uns den Kadaver etwas genauer an. Unmittelbar hinter der Luftröhre sitzen die Einstiche der Eckzähne. Außer diesen Verletzungen zeigt der Hirsch an der linken Schulter noch Kratzwunden. Sie sind entstanden, als der Tiger den Barasingha mit seiner Pranke zum Boden herabdrückte und auf die rechte Seite warf. Der Tiger hat seine Mahlzeit am After und am linken hinteren Oberschenkel begonnen. Über diese Eigenart des Tigers, die Beute von hinten anzuschneiden, berichten viele Tigerjäger. Sie behaupten sogar, daß man daran mit Sicherheit feststellen könne, ob der Täter ein Leopard oder ein Tiger war. Wir ziehen den Hirsch aus dem Gras heraus, klettern wieder in den Sattel unserer Elefanten und entfernen uns etwa achtzig Meter. Obwohl wenig Hoffnung besteht, daß der Tiger nach dieser Störung sofort wieder zu seinem Riß zurückkommt, wollen wir doch wenigstens den Versuch unternehmen, ihn noch einmal zu sehen. Aber es bleibt ruhig im Graswald. Ihn erneut zu suchen, könnte dazu führen, daß er den Riß ganz aufgibt und das Gebiet für einige Tage verläßt. So lassen wir ihn sein Weihnachtsmahl ungestört genießen und reiten nach Hause, um unseren Festbraten vorzubereiten.

Am nächsten Morgen sind wir wieder am Kill. Der Tiger hat während der Nacht seinen Hunger gestillt, denn von dem Hirsch sind nur noch die Füße, der Kopf, die Wirbelsäule und die Haut übrig. Das ist selbst für die Geier zu wenig, denn nicht ein einziger dieser gefiederten Totengräber ist in der Nähe.

Wem wir auch unsere Begegnung mit dem jagenden Tiger erzählen, jeder beneidet uns um dieses große Glück. Das gilt natürlich in besonderem Maße für Grzimek, der gleich auf seinem ersten Ritt in das Reservat Kaziranga ein

so überaus seltenes Erlebnis verbuchen kann. Unser Freund Dr. Banerjee, der schon 15 Jahre in Kaziranga lebt, hat nur selten Tiger gesehen. Er ist untröstlich darüber, daß er uns an diesem Morgen nicht begleitet hat. Ich klopfte ihm beruhigend auf die Schulter und verspreche ihm bei nächster Gelegenheit zu zeigen, wie der Tiger jagt. Ich ahne nicht, daß dieser Scherz wenige Wochen später Wirklichkeit werden soll.

Es ist der 20. Januar 1969. Wir haben einen anstrengenden Ritt durch das Gebiet von Baguri gemacht. Die Sonne wird in wenigen Minuten hinter den Mikirbergen versinken. Vor uns liegt mindestens noch ein Weg von einer Stunde. Er führt uns über zwei Bhils, die wir nicht gern in der Dunkelheit überqueren, weil auf dem einem Bhil ein angriffslustiger Nashornbulle steht. Auf dem anderen steht eine Nashornkuh mit Kalb, die auch nicht zögert, den Reitelefanten anzunehmen. Außerdem wird es nach Sonnenuntergang sehr schnell kalt, und unsere Pullover liegen im Wagen, den wir auf der Forststation abgestellt haben. Ein Zug Pelikane gleitet lautlos über uns hinweg. Die großen weißen Vögel werden von dem Licht der Abendsonne rosarot gefärbt. Ich liebe die Abende und Nächte in Kaziranga. Die Tiere sind seltsamerweise nicht so scheu wie am Tage, und manche Arten kann man überhaupt nur während der Nacht sehen. Kleine Fledermäuse huschen dicht über dem Elefantengras dahin. Sie machen Jagd auf Insekten. Manchmal flattern sie so dicht an unseren Köpfen vorbei, daß wir den Hauch ihrer Flügel im Gesicht spüren. Vögel sieht man zu dieser Tageszeit nicht auf den Bhils. Sie haben ihre Schlafbäume bezogen. Die Kameras sind verpackt, denn das Licht reicht zum Fotografieren nicht mehr aus. Wir können uns ganz auf das Schauen einstellen. Während in Afrika zu dieser Tageszeit die Stimmen der Schakale und Hyänen zu hören sind, ertönt hier nur der Gesang der Zikaden, den man aber gar nicht mehr wahrnimmt, so gleichmäßig ist diese Lautkulisse. Nur wenn er plötzlich abbricht, merkt man, daß da eben noch ein alles durchdringendes hohes Zirpen war. Dann wirkt die Stille unheimlich. Es wird wohl ein unlösbares Rätsel bleiben, wie es möglich ist, daß Hunderttausende von Zikaden schlagartig ihren Gesang unterbrechen können, als hätte ihnen ein unsichtbarer Dirigent das Zeichen dafür gegeben. Eine Eule ruft. Aus weiter Ferne erhält sie Antwort.

Vor uns liegt ein großes Bhil. Auf seiner nördlichen Hälfte lebt eine Herde von Schweinshirschen, die aus 65 erwachsenen Tieren besteht. Vor zwei Wochen sahen wir hier die ersten neugeborenen Kälber. Sie sind weiß gefleckt wie die Kinder unserer Rothirsche. Nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben, werden sie von ihren Müttern auf der Lichtung abgelegt. Sie drücken sich an den Boden, so daß man sie auch im niedrigen Gras nicht entdecken kann. In dieser Haltung bleiben sie, bis ihre Mütter sie aufsuchen und ihnen das Gesäuge anbieten. Ist der Hunger des Kindes gestillt, kehrt die Mutter wieder zum Rudel zurück, das sich nie weit von den Ablageplätzen entfernt. Erst kurz vor den Füßen unseres Elefanten springen die Kälber auf. Sie fliehen nicht etwa zielgerichtet zu ihrer Herde, sondern rennen in verschiedenen Richtungen davon, manche sogar in das hohe

Elefantengras hinein. Dann beginnen die Mütter, ihre Kinder zu suchen. Mit einem hohen Fiepton locken sie die Kleinen zu sich heran und legen sie erneut ab.

Auf der südlichen Hälfte des langgestreckten Bhils liegt ein kleiner See. Dort leben drei Panzernashörner. Während der warmen Zeit des Tages liegen sie im Wasser. Morgens und abends äsen sie am Ufer.

Dieselbe Situation finden wir auch heute vor. Wir haben uns von Norden her genähert. Die Schweinshirsche äsen jetzt an der südlichsten Grenze ihres Territoriums, also in der Mitte des Bhils, etwa 800 Meter von uns entfernt. Hinter ihnen, in einem Abstand von höchstens hundert Metern, stehen die Nashörner. Der Wind weht günstig. Die Tiere haben uns nicht bemerkt. Unser Mahout blickt angestrengt auf den Grasdschungel. »Tiger, Sahib, Tiger«, flüstert er. Wir suchen mit unseren Ferngläsern den Rand des Dickichts ab, können aber nichts entdecken. Banerjee versteht die assamesische Sprache und erklärt uns, daß in der Höhe eines Baumes, der über das Gras hinausragt, der Kopf eines Tigers zu sehen sein soll. Wir mustern mit unseren Gläsern die beschriebene Stelle, finden aber nur einen dunklen Gegenstand, der ungefähr die Größe eines Tigerkopfes hat. Es ist doch ganz unmöglich, daß der Mahout auf diese Entfernung mit bloßen Augen einen Tiger erkennt, wenn wir durch unsere lichtstarken Ferngläser nur einen undefinierbaren Gegenstand sehen, der ebensogut ein Baumstumpf, ein verbranntes Grasbüschel oder ein kleiner Erdhügel sein kann. Aber der Mahout besteht auf seiner Behauptung: »Ja, Sahib, das ist ein Tiger, ich sehe ihn sehr genau.« Dann treibt er seinen Elefanten an. Wir sind kaum fünf Minuten geritten, als der fragliche Gegenstand aus dem Gras herauswächst und sich von dem Dschungel trennt. Jetzt besteht kein Zweifel mehr. Unsere Gläser zeigen es deutlich: Ein Tiger ist aus dem Elefantengras auf die Lichtung getreten und läuft nun langsam auf die Schweinshirsche zu. Zwischen ihm und dem Rudel liegen etwa noch 200 Meter. Anscheinend befindet er sich nicht auf der Jagd, den er duckt sich nicht, er macht auch keinen Versuch, eine Deckung auszunutzen, er schleicht nicht, sondern läuft so aufrecht wie ein Tiger auf vier Beinen laufen kann, weithin sichtbar auf das Bhil hinaus. Er hat keine Eile. Ganz langsam zieht er dahin. Die Schweinshirsche müssen ihn längst bemerkt haben. Warum fliehen sie nicht? Wir sind inzwischen nahe genug herangekommen, um das unglaubliche Geschehen, das nun folgt, genau beobachten zu können. Einige Schweinshirsche heben die Köpfe und äugen zum Tiger hinüber. Obwohl sie ihn sehen, geben sie keinen Warnlaut, sind auch nicht unruhig, sondern verfolgen nur mit ihren Blicken die große Raubkatze, die immer näher an das Rudel herankommt. Bei einem Abstand von ungefähr 90 Metern bleibt der Tiger stehen. Jetzt schaut die ganze Herde den Tiger an. Es ist mir völlig unerklärlich, warum die Hirsche nicht fliehen. Nachdem sich der Tiger die Hirsche eine Minute lang betrachtet hat, setzt er seinen Weg fort. Jetzt läuft er etwas schneller als vorher. Die Nashörner haben ihn noch nicht entdeckt, denn sie äsen ruhig weiter. Manchmal heben sie die Köpfe, sehen auch in die richtige Richtung, aber wahrscheinlich können sie mit

ihren schlechten Augen den Tiger nicht erkennen. Nur noch 60 Meter trennen den Tiger vom Rudel, doch die Hirsche stehen immer noch am gleichen Fleck und äugen, als bedeute die Anwesenheit eines Tigers für sie nicht die geringste Gefahr. Jetzt sind es nur noch 40 Meter. Da schießt der Tiger nach vorn, mitten in das Rudel hinein. Nach allen Seiten springen die Schweinshirsche auseinander, aber ihre Flucht kommt viel zu spät, denn der Tiger ist schon zwischen ihnen. Er verfolgt einen Hirsch. Mit drei Sätzen hat er ihn fast erreicht, doch bevor er ihn faßt, schlägt der Hirsch einen Haken und entkommt. Der Tiger wirft sich herum, sieht einen anderen Hirsch neben sich, holt mit der Pranke aus und drückt den kleinen braunen Körper an den Boden. Der Hirsch zappelt unter ihm. Dann beißt der Tiger zu, reißt den Kopf hoch und trägt im Maul den schlaff vor seiner Brust hängenden Schweinshirsch davon. Langsam, wie er gekommen ist, geht er mit seiner Beute auf die Grasmauer zu. Der Biß in den Hals hat den kleinen Hirsch sofort getötet.

Wenige Sekunden später steht die Herde wieder mitten auf der Lichtung, die sie auch während der Flucht nicht verlassen hat. Die Hirsche sind nicht in den Gradschungel geflohen. Sie hatten gar keine einheitliche Fluchtrichtung, sondern sind nur wild durcheinander gerannt, völlig kopflos, wie Menschen in höchster Panik. Einige Hirsche liefen sogar auf den Tiger zu oder dicht an ihm vorbei. Es war auch wieder das Fiepen zu hören, ähnlich dem Laut, mit dem die Mütter ihre Kinder rufen, nur höher und durchdringender. Die Nashörner hat das turbulente Treiben nicht im geringsten gestört. Sie haben ihre Mahlzeit nicht eine Sekunde unterbrochen. Nun stehen die Hirsche wie vor dem Angriff auf der Lichtung und schauen dem Tiger nach, der ihren Artgenossen davonträgt. Wenn nicht einige Tiere noch fiepten, wäre überhaupt nichts mehr von einer Aufregung zu spüren. Der Tiger hat das Elefantengras erreicht und verschwindet im Dickicht. Das Fiepen verstummt. Die Hirsche setzen ihre Mahlzeit fort.

Ich habe vor Jahren in Afrika gesehen, wie Löwen an einer Herde Topis vorüberzogen, ohne von den Antilopen besonders beachtet zu werden. Diese oft beschriebene Sorglosigkeit der großen Pflanzenfresser gegenüber ihren natürlichen Feinden wird mit der guten Beobachtungsgabe dieser Tiere erklärt. Man nimmt an, daß sie auf den ersten Blick einen hungrigen Löwen, der auf der Pirsch ist, von einem satten Löwen, der sich nur einen schattigen Schlafplatz sucht oder seinen Durst am Wasserloch stillen will, unterscheiden können. Heute hatte ich den Eindruck, daß die Schweinshirsche ihren Feind nicht ernstnehmen. Vielleicht ist deshalb die Jagd für den Tiger gar keine Glückssache, wenn er sich nur zweckmäßig benimmt. Bereits bei einer Entfernung von 100 Metern wäre sein Angriff erfolgreich gewesen, denn bevor die Schweinshirsche den Gradschungel erreicht hätten, wäre der Tiger schon mitten im Rudel gewesen. Aber er konnte es sich leisten, bis auf 40 Meter an die Tiere heranzugehen, ohne daß sie flohen. Gibt es denn überhaupt die panische Angst vor dem jagenden Raubtier? Steht bei den großen Wildtieren das Verhalten der Feindvermeidung wirklich an erster Stelle?

Es wird nicht bestritten, daß Tiermütter mit Jungen besonders wachsam sind. Sie warnen eher als andere Tiere und zeigen der Herde, wo die Gefahr ist. Bei den Gauren und Arnis beobachtete ich wiederholt, daß Kühe, die junge Kälber führten, den Feind faszinierten, indem sie den Kopf in die Richtung streckten, in der sich der Feind befand und ihn so lange unverwandt anblickten und Laut gaben, bis die ganze Herde ihn entdeckt hatte. Es besteht auch kein Zweifel, daß in Gebieten, die vom Menschen bejagt werden, die wilden Tiere vor dem Menschen fliehen, sowie er die Fluchtdistanz überschreitet. Sie liegt bei den großen Huftieren zwischen 100 und 150 Metern. Dürfen wir aber aus dieser Tatsache die Schlußfolgerung ziehen, daß sie sich gegenüber ihren natürlichen Feinden genauso verhalten? Der jagende Mensch zählt nicht zu den natürlichen Feinden, weil er sich unnatürlich verhält. Allein schon durch sein Bemühen, auf einem Jagdzug möglichst viele Tiere zu erbeuten, nimmt er eine Sonderstellung ein. Dazu kommt, daß er die außergewöhnliche Fähigkeit besitzt zu töten, ohne dabei mit seinem Opfer in eine körperliche Berührung zu kommen. Er tötet aus der Ferne mit Gewehr, Speer, Bumerang, Pfeil und Bogen. Schließlich kann er sich sogar in verschiedener Gestalt nähern, im Auto, zu Pferd, im Flugzeug und zu Fuß. Die Fluchtdistanzen, die Wildtiere gegenüber dem Menschen einhalten, sind gemessen worden. Gibt es aber solche meßbaren Fluchtdistanzen auch gegenüber den natürlichen Feinden? Bei welcher Entfernung flieht ein Zebra, eine Giraffe, ein Kaffernbüffel, wenn sich ihnen ein satter und somit harmloser Löwe nähert, und wie groß ist ihre Fluchtdistanz, wenn sie in ihm einen hungrigen Löwen erkannt haben? Darf ich behaupten, daß in Kaziranga die Fluchtdistanz zwischen Schweinshirsch und Tiger etwa 40 Meter beträgt? Wahrscheinlich wäre sie sogar noch geringer gewesen, hätte der Tiger nicht bei 40 Metern seinen Angriff gestartet. Ich weiß, daß diese Fragen nicht beantwortet werden können, weil nicht genug Beobachtungsmaterial vorliegt. Trotzdem muß man sie stellen, denn es ist nicht ausgeschlossen, daß wir uns bei der Beschreibung der Beziehungen, die zwischen den Pflanzenfressern und ihren natürlichen Feinden bestehen, mitunter von Vermenschlichungen leiten ließen. Wir haben stillschweigend angenommen, daß sich ein Hirsch gegenüber dem jagenden Tiger im allgemeinen nicht wesentlich anders verhält als gegenüber dem jagenden Menschen. Diese Vermutung gilt es nun zu beweisen oder durch eine neue Erkenntnis zu ersetzen. Hier kann uns nur die Feldforschung weiterhelfen.

Wenige Tage später führen wir einen amerikanischen Wissenschaftler, der zu einem internationalen Kongreß über die Probleme der Familienplanung nach Assam gekommen ist, in das Reservat. Er hat nur wenige Stunden Zeit, möchte aber möglichst viele Tiere sehen und fotografieren. Nachdem wir ihm Panzernashörner und Wasserbüffel gezeigt haben, wobei er sogar den Angriff einer Nashornmutter auf unseren Reitelefanten erleben konnte, reiten wir zur Barasinghawiese. Es ist 15.30 Uhr. Entsprechend ihrem »Tagesplan« befinden sich die Barasinghas nachmittags im südlichen Teil ihres Reviers. Während wir an die Herde

heranreiten, tritt ein Tiger aus dem Elefantengras und überquert das Bhil in ostwestlicher Richtung. Für die Herde interessiert er sich gar nicht, aber die Barasinghas haben ihn sofort bemerkt, denn er zieht nur 60 Meter von ihnen entfernt, jedoch ohne sich der Herde zu nähern, über die Lichtung. Alle Tiere haben sich ihm zugewendet, einige geben Warnlaut. Langsam tritt eine Hirschkuh aus der Herde hervor und geht auf den Tiger zu. In größerem Abstand folgen zwei weitere weibliche Tiere. Ihr Verhalten zeigt gespannte Aufmerksamkeit. Die Häuse und Köpfe sind waagrecht ausgestreckt, die Ohren aufgestellt und nach vorn gerichtet. Ihre Bewegungen muten steif an. Man könnte fast von einem Stechschritt sprechen. Der Abstand zwischen ihnen und der Herde wird immer größer, ohne sich jedoch in gleichem Maße gegenüber dem Tiger zu verringern, denn der Tiger zieht schräg über das Bhil und entfernt sich dabei von dem Rudel. Als der Tiger etwa die Hälfte seines Weges zurückgelegt hat, bleibt er stehen und schaut sich nach dem »Spähtrupp« um. Jetzt beträgt die Entfernung zwischen ihm und der ersten, immer noch weit vorausgehenden Hirschkuh höchstens noch 25 Meter. Sie befindet sich also in der Gefahrenzone, denn der Tiger könnte sie mühelos mit wenigen Sätzen erreichen. Er bewegt den erhobenen Kopf leicht nach links und rechts. Wahrscheinlich sucht er Witterung zu erhalten. Auch die Hirschkuh verharrt. Das rechte Vorderbein noch angehoben, so steht sie und schaut den Feind an. Dann läßt der Tiger den Kopf wieder sinken, dreht sich langsam um und setzt seinen Weg fort. Die Hirschkuh blickt dem abziehenden Tiger nach. Der wandert am Sumpf entlang, überquert die andere Hälfte der Lichtung und verschwindet schließlich im hohen Elefantengras. Inzwischen hat auch der Stoßtrupp wieder die Herde erreicht.

Wir folgen dem Tiger. Es besteht die Aussicht, daß wir ihn mit unserem Elefanten aus dem Dickicht heraustreiben können, denn auf dieser Seite der Lichtung bildet das Elefantengras nur einen wenige Meter breiten Gürtel hinter dem bereits das nächste, allerdings sehr schmale Bhil liegt. In Zickzacklinie durchstöbern wir das Gras. Hin und wieder gibt unser Elefant den bekannten Rüsselknall-Alarm. Wir müssen also ganz in der Nähe des Tigers sein, aber blicken läßt er sich nicht. Schließlich entdecken wir ihn doch. Nur für Sekunden schaut sein Gesicht aus einer tunnelartigen Öffnung in der Grasmauer hervor, gerade Zeit genug, daß Karin eine Porträtaufnahme von ihm machen kann. Dann ist er wieder verschwunden.

Bisher hat uns jede Begegnung mit Tigern neue Rätsel aufgegeben. Warum hat sich die Hirschkuh dem Feind bis auf 25 Meter genähert? Es hatten doch alle Hirsche die Gefahr längst entdeckt. Die Notwendigkeit, ihnen den Tiger durch Faszinieren zu zeigen, bestand also gar nicht. Oder war dieses Stoßtruppunternehmen völlig ungefährlich, weil die Hirsche sofort erkannt hatten, daß es sich um einen harmlosen Tiger handelt, der sich zur Zeit nicht auf der Jagd befindet? Diese Deutung gefällt mir nicht. Sollte denn der nicht jagende Tiger die günstige Gelegenheit, Beute zu machen, wirklich nicht nützen? Kann seine

Stimmung durch den Anblick des Hirsches nicht plötzlich umschlagen? Wir wissen, daß schnelle Bewegungen bei katzenartigen Raubtieren das Beutefangverhalten auslösen können. Das hatte eindeutig unser Erlebnis mit dem Tiger im Niemandsland gezeigt. Er wollte uns eigentlich nur ausweichen, befand sich also auf einer verhaltenen Flucht. Dabei sprang ihm der Barasingha über den Weg und sofort riß ihn der Tiger.

So betrachtet, verhalten sich also die Schweinshirsche wie auch die Barasinghas zweckmäßig, wenn sie nicht fliehen. Aber wir müssen hier sofort wieder eine Einschränkung machen. Die Schweinshirsche hätten alle dem Tiger entkommen können, wenn sie sofort in das Elefantengras geflohen wären, als sie den Tiger entdeckten. In diesem Augenblick war der Tiger noch weit von ihnen entfernt. Er hätte sie vor dem Gradschungel nicht eingeholt. Bei der Barasinghaherde war die Situation etwas anders. Sie befand sich bereits innerhalb des Gefahrenkreises. War es dann aber zweckmäßig, daß die drei Hirschkühe noch näher an den Feind herangingen? Hatten sie wirklich so sicher erkannt, daß dieser Tiger nicht in Jagdstimmung war?

Je länger ich über die Theorie vom sicheren Erkennen der Stimmung des Raubtieres durch den Pflanzenfresser nachdenke, umso weniger kann ich ihr glauben. Natürlich sind die höheren Säugetiere, besonders die in Herden lebenden, ausgezeichnete Empfänger. Das weiß jeder Hundebesitzer. Wenn Herrchen das Wohnzimmer verläßt, um sich Streichhölzer aus der Küche zu holen, bleibt der Hund ruhig liegen. Wenn aber Herrchen sich vom Stuhl erhebt, um auf die Straße zu gehen, dann springt der Hund sofort auf und steht schwanzwedelnd vor ihm. Wir Menschen können in dem Verhalten des Mannes nichts entdecken, was uns verrät, daß er die Wohnung verlassen wird. Der Hund jedoch muß dieses Vorhaben deutlich an den Bewegungen seines Herrn erkennen. Man könnte noch zahlreiche ähnliche Beispiele anführen, die eindeutig zeigen, daß Tiere ausgezeichnete Empfänger und auch Sender für kleinste Signale sind. Es wäre also durchaus denkbar, daß der Hirsch dem Tiger ansieht, was er vorhat. Nur ist es sehr unwahrscheinlich, daß die Stimmung des Tigers beim Anblick einer möglichen Beute in greifbarer Nähe nicht umschlagen soll. Vielleicht gibt es die von uns angenommene ständige Vorsicht der großen Pflanzenfresser gegenüber ihren natürlichen Feinden gar nicht, weil sie für die Erhaltung der Art nicht wesentlich ist. Darwin hat auf die Überproduktion in der Natur hingewiesen und sie zur Grundlage seiner Theorie von der Selektion, von der Auslese durch den Kampf ums Dasein, gemacht. Seitdem sich die Zoologie eingehender mit den Großsäugern beschäftigt und Bestandszählungen in freier Wildbahn wichtig geworden sind, weil man aus ihnen Schlußfolgerungen über die tragbare Besiedlungsdichte der Naturschutzgebiete ziehen kann, wissen wir, daß das Durchschnittsalter der meisten großen Säugetiere viel niedriger liegt, als wir bisher angenommen hatten. Der Hauptgrund ist in der hohen Kindersterblichkeit zu suchen. Wahrscheinlich werden von den meisten Huftieren kaum 30% älter als ein Jahr.

So erklärt sich auch das unglaublich gering erscheinende Durchschnittsalter von 24 Jahren für afrikanische und von 15 Jahren für indische Elefanten, wissen wir doch, daß diese Tiere in Gefangenschaft ein Höchstalter von 64 Jahren erreichten. Unter normalen Verhältnissen ist also immer ein erhebliches Überangebot an Lebewesen vorhanden. Wir wissen auch, daß sich das Gleichgewicht zwischen Pflanzenfresser und Raubtier wieder einpendelt, wenn es einmal durch außergewöhnliche Umwelteinflüsse wie anhaltende Trockenheit, lange und harte Winter oder Überschwemmungskatastrophen gestört worden ist. Es scheint sogar die Kopffzahl der Würfe bei den großen Raubkatzen im direkten Verhältnis zum Nahrungsangebot, also zur Besiedlungsdichte der Beutetiere, zu stehen und mit ihr zu schwanken.

Wir müssen uns von der immer noch weitverbreiteten Vorstellung trennen, daß ein »natürliches« Leben gleichbedeutend mit einem gesunden und langen Leben ist. Die harmonisch geschaffene, unverbildete Natur gibt es nicht und hat es nie gegeben. Nicht das Tier in freier Wildbahn, sondern das Tier im modernen biologisch gestalteten zoologischen Garten lebt länger. Wie verschwenderisch die Natur mit ihren Produkten umgeht, zeigt deutlich folgender Bericht: »In den Tagen um den 1. Februar 1969 geschah am See Lagardia oder Nduti in den Serengeti-Ebenen ein Naturereignis, wie es ähnlich noch nie bekannt geworden ist. Dieser See ist eine flache, salzige Pfanne, die oft während der Trockenzeit ganz leer ist, in den letzten, nassen Jahren Ostafrikas aber ständig Wasser enthält. Vielfach finden sich für Monate Abertausende von Flamingos dort ein. Während der kleinen Regenzeit im Herbst 1968 war der See ungewöhnlich hoch angestiegen.

Der Unternehmer des Zeltcamps am See, Herr Georg Dove, sah nun zugleich mit anderen Augenzeugen, wie eine Herde von weiblichen Gnus, die zum großen Teil neugeborene Kälber mit sich führten, langsam quer durch die Wasserfläche zog. Das Wasser war jedoch zu tief für die Kälber, die Tiere ertranken zu Hunderten, ohne daß die Mütter anhielten oder sich wesentlich um ihren Nachwuchs kümmerten. Die Herde war keineswegs in wilder Flucht oder kopflos. Eine Weile später zog eine andere Herde mit Jungtieren in fast umgekehrter Richtung durch den See, und auch hier kamen Hunderte um. Nach diesem Vorfall schwammen Unmengen von ertrunkenen Gnujungen im Wasser und wurden ans Ufer getrieben. Viele andere Kälber, die nicht gewagt hatten, ihren Müttern ins Wasser zu folgen, liefen verwaist am Ufer umher und wurden von Schakalen, Hyänen und Geiern umgebracht. Insgesamt zählte man über 700 tote GnuKälber.

Der Bestand an Großtieren in den Serengeti-Ebenen ist seit den Jahren 1957/58, als Grzimek Vater und Sohn sie erstmals mit dem Flugzeug zählten, ständig angewachsen. Augenblicklich beträgt er insgesamt 1,5 Millionen Köpfe, darunter 500 000 Gazellen, 20 000 Kuhantilopen, 15 000 Elenantilopen, 43 000 Kaffernbüffel, 2 000 Hyänen, 200 Nashörner, 40 000 Topi-Antilopen, 180 000 Zebras, 2 200 Elefanten, 7 000 Giraffen, 500 Leoparden, 1 000 Löwen und 350 000 Gnus. Selbst so große Naturereignisse wie das obenerwähnte beeinflussen also den Gesamt-

bestand der Tiere nur sehr geringfügig. Im Jahre 1958 lebten nur 350 000 Großtiere in der Serengeti.«

Die Zahl der von Löwen, Leoparden, Geparden und Hyänen gerissenen Gnu-Kälber kann also nur einen Teil des Verlustes ausmachen, den die Gnu-Nachzucht in der Serengeti erleidet, denn sonst wäre diese Steppe längst von Gnus überschwemmt. Das furchtbar anmutende Schicksal Tausender von Einzeltieren spielt keine Rolle, denn es geht nur um die Erhaltung der Art. Auch auf unserem Schweinshirsch-Bhil fanden wir vier Wochen nach der Geburt der Kälber höchstens noch ein Drittel der Jungtiere vor. Die anderen zwei Drittel hatten ihren ersten Lebensmonat, die Zeit des Ablegens der Kinder, nicht überstanden. Ist denn aber nicht gerade diese Verhaltensweise des »Sich-Drückens« eine ausgezeichnete Anpassung an die Umwelt? Hilft sie nicht maßgeblich mit, das Leben der Kälber zu schützen? Gegenüber den Greifvögeln, die ihre Beute mit den Augen ausfindig machen, ist das Drücken sicher ein guter Schutz. Vor Schweinsdachs, Lippenbär, Kragenbär, Rotwolf, Leopard, Tiger und anderen Raubtieren, die ihr Jagdrevier durchstöbern, schützt es kaum.

Keine Form des Angepaßtseins an die Umwelt ist vollkommen. Wenn aber sehr viele Tierarten den Kampf um den Fortbestand ihrer Art dadurch gewinnen, daß sie viel mehr Nachkommen erzeugen, als eigentlich zur Erhaltung der Art notwendig sind, wenn der Verlust von vornherein reichlich in der Zahl der Nachkommen mit berücksichtigt ist, dann braucht auch die ständige Wachsamkeit gegenüber den natürlichen Feinden nicht so notwendig zu sein, wie wir bisher angenommen haben. Damit will ich nicht die Verhaltensweisen der Feindvermeidung leugnen, sondern nur ihre Vorrangstellung anzweifeln. Ich bin überzeugt, daß der Tiger, wenn er auf Jagd geht, nur sehr selten kein Jagdglück hat, vorausgesetzt, daß er unter normalen Bedingungen, also in einer vom Menschen wenig oder gar nicht veränderten Umwelt, lebt. Allerdings finden wir derartige Verhältnisse, bis auf wenige Ausnahmen, nur noch in einigen großen Naturschutzgebieten, zu denen Kaziranga schon seit langer Zeit leider nicht mehr zählt.

Vor einigen Jahren hat Wynne-Edwards seine Forschungsergebnisse über die Vermehrung der Tiere und ihre Abhängigkeit vom Sozialverhalten veröffentlicht. In diesem aufsehenerregenden Buch spricht er die Vermutung aus, daß die natürlichen Feinde, die Unwetterkatastrophen, die Krankheiten und der Hunger nicht die einzigen, vielleicht sogar nicht einmal die wichtigsten Regulatoren des Gleichgewichtes in der Natur sind, weil es eine Selbstbeschränkung in der Fortpflanzung gibt, mit der Tiere eine Überbevölkerung verhindern. So produzieren Mäuseweibchen einen Duft, der die Entwicklung der Keimdrüsen hemmt, wenn er in starker Konzentration auftritt. Je mehr Weibchen zusammenleben, um so geringer wird die Zahl ihrer Nachkommen. Bei der Untersuchung einer Brutkolonie der Tölpel zeigte es sich, daß nur die Vögel, die auf einer bestimmten, weit ins Meer hinausragenden Klippe einen Nistplatz belegen konnten, ihr Brutgeschäft betrieben. Die vielen anderen Tölpel, die keinen Nistplatz auf dieser Klippe fan-

den, blieben ohne Nachkommen, obwohl sie auf anderen Felsen eine zweite Brutkolonie hätten gründen können. Ähnliche Beschränkungen der Fortpflanzung auf bestimmte Gebiete sind noch von Pinguinen, Lummen, Sturmtauchern, Austernfischern und zahlreichen anderen Seevögeln bekannt. Auch Robben haben derartige Balz- und Wurfplätze, die sie nur während der Fortpflanzungszeit in großen Massen aufsuchen.

Ähnlich wie der Duftstoff der Mäuseweibchen, sollen auch Lautäußerungen, wie die Konzerte der Frösche, der Vögel, der Zikaden und der Umberfische, auf die Tiere einwirken. Wenn ihre Lautstärke den psychisch gesetzten Grenzwert überschreitet, behindert sie die Fortpflanzung.

Auch der Tiergärtner kann aus seiner Erfahrung viele Beispiele bringen, die beweisen, daß eine Überbesetzung eines Geheges häufig die Zuchtergebnisse stark vermindert, weil die Mütter nachlässig in der Betreuung ihrer Kinder werden. So werfen die Kängurus ihre Jungen aus dem Beutel. Die Kuhreiher behindern sich gegenseitig im Brutgeschäft, und ihre Nachkommen zeigen, obwohl sie längst erwachsen sind, immer noch ein Kinderverhalten. Neuerdings hat Dietrich von Holst Versuche mit Spitzhörnchen über die Folgen des sozialen Streß durchgeführt. Die Spitzhörnchen oder Tupayas sind wahrscheinlich die urtümlichsten Primaten, die auf unserer Erde leben. Ihre systematische Einordnung ist noch umstritten. Bei Erregung sträuben sie die Schwanzhaare. Diese Reaktion benutzte v. Holst als Maßstab für die Belastung, der sie ausgesetzt waren. Wenn die Tiere von den 12 Stunden, die sie täglich beobachtet wurden, 3 Stunden den Schwanz sträubten, so bedeutete das 25 Prozent SSZ, Schwanzsträubungszeit. Als Streß wurde jener Zustand bezeichnet, in den die Tiere durch die schädigenden Reize versetzt werden, die von ihren Artgenossen bei zu hoher Besiedlungsdichte ausgehen. Weibchen werden bei einer SSZ von über 50 Prozent unfruchtbar. Bei den Männchen werden keine Keimzellen mehr ausgebildet, wenn die SSZ über 70 Prozent steigt. Tupaya-Mütter, deren SSZ 20 Prozent übersteigt, fressen ihre Jungen auf. So reguliert sich die Bestandsdichte von selbst.

Ähnliche Beispiele sind auch von Nagetieren bekannt. Unter Streß steigt bei ihnen die Produktion von Nebennierenrindenhormonen stark an. Diese Hormone hemmen die Absonderung von Wachstums-, Schilddrüsen- und Sexualhormonen, wodurch ebenfalls wieder eine zu hohe Besiedlungsdichte in kurzer Zeit vermindert wird.

Ob derartige Regulative auch bei größeren Säugetieren wirksam sind, ist noch nicht näher untersucht worden. Ich möchte jedoch annehmen, daß es der Fall ist, denn mit dem Anwachsen der Bevölkerungsdichte der Panzernashörner im östlichen Drittel von Kaziranga ist auch ihre Aggressivität merklich gewachsen. Doch darüber werde ich später noch berichten.

Es gibt also sehr viele Umwelteinflüsse, die es verhindern, daß eine Tierart in einem bestimmten Gebiet sich zu stark vermehrt und es zur Zerstörung des biologischen Gleichgewichtes kommt. Die natürlichen Feinde tragen zu dieser Re-

gulierung selbstverständlich mit bei, spielen aber sicher dabei nicht die Hauptrolle. Der Kampf ums Dasein, den Charles Darwin als ein Gesetz der Entwicklung entdeckt hat, ist nicht einfach gleichzusetzen mit Fressen und Gefressenwerden, wie das oft geschieht. Das hat Darwin auch nie behauptet, wie das eindeutig aus seinem Buch »Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl« hervorgeht:

»Es sei vorausgeschickt, daß ich die Bezeichnung ›Kampf ums Dasein‹ in einem weiten, metaphorischen Sinne gebrauche, der die Abhängigkeit der Wesen voneinander, und was noch wichtiger ist: nicht nur das Leben des Individuums, sondern auch seine Fähigkeit, Nachkommen zu hinterlassen, mit einschließt. Mit Recht kann man sagen, daß zwei hundartige Raubtiere in Zeiten des Mangels um Nahrung und Dasein miteinander kämpfen; aber man kann auch sagen, eine Pflanze kämpfe am Rande der Wüste mit der Dürre ums Dasein, obwohl man das ebensogut so ausdrücken könnte: sie hängt von der Feuchtigkeit ab. Von einer Pflanze, die jährlich Tausende von Samenkörnern erzeugt, von denen aber im Durchschnitt nur eines zur Entwicklung kommt, läßt sich mit noch viel größerem Rechte sagen, sie kämpfe ums Dasein mit jenen Pflanzen ihrer oder anderer Art, die bereits den Boden bedecken. Die Mistel ist vom Apfelbaum und einigen anderen Baumarten abhängig, aber es kann von ihr nur in gewissem Sinne gesagt werden, sie kämpfe mit diesen Bäumen, denn wenn zu viele dieser Schmarotzer auf demselben Baume wachsen, so verdorrt er und geht ein. Wenn aber mehrere Mistelsämlinge auf demselben Ast beisammen wachsen, so kann man schon mit mehr Grund sagen: sie kämpfen miteinander. Da der Samen der Mistel durch Vögel verbreitet wird, so hängt ihr Dasein von diesen ab, und man könnte bildlich sagen, die Misteln kämpften mit anderen fruchttragenden Pflanzen, um die Vögel zu verleiten, lieber ihre Samen zu fressen und zu verstreuen. In diesen verschiedenen Bedeutungen, die ineinander übergehen, gebrauche ich der Bequemlichkeit halber die allgemeine Bezeichnung ›Kampf ums Dasein.‹«

Wenn also Alfred Tennyson, ein Zeitgenosse Darwins, in einem seiner Gedichte schrieb:

»Der Mensch glaubte, Gott sei die Liebe,
Und Liebe sei der Schöpfung oberstes Gesetz;
Obwohl die Natur mit bluttriefenden Mäulern und Klauen
Raubgierig seinen Glauben verhöhnt«,

so mag die Darstellung der Natur und des Wolfsgesetzes, das angeblich in der Natur herrschen soll, wohl der Vorstellung und dem Wunsch seiner Gesellschaftsordnung entsprechen, hat aber nichts mit dem Kampf ums Dasein zu tun, wie ihn Darwin sah.